
Aus
Natur und Geisteswelt
518
E. Fehrle
Deutsche Feste
und Volksbräuche
Zweite Auflage
B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

518

Fehrle: Deutsche Feste und Volksbräuche

Die Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt"

nunmehr über 700 Bändchen umfassend, dient seit ihrem Entstehen (1898) den Gedanken, auf denen die heute sich so mächtig entwickelnde Volkshochschulbewegung beruht. Sie will jedem geistig Mündigen die Möglichkeit schaffen, sich ohne besondere Vorkenntnisse an sicherster Quelle, wie sie die Darstellung durch berufene Vertreter der Wissenschaft bietet, über jedes Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik zu unterrichten. Sie will ihn dabei zugleich unmittelbar im Beruf fördern, den Gesichtskreis erweiternd, die Einsicht in die Bedingungen der Berufsarbeit vertiefend.

Sie bietet wirkliche „Einführungen" in die Hauptwissensgebiete für den Unterricht oder Selbstunterricht des Laien nach den heutigen methodischen Anforderungen. Diesem Bedürfnis können Skizzen im Charakter von „Auszügen" aus großen Lehrbüchern nie entsprechen, denn solche setzen eine Vertrautheit mit dem Stoffe schon voraus.

Sie bietet aber auch dem Fachmann eine rasche zuverlässige Übersicht über die sich heute von Tag zu Tag weitenden Gebiete des geistigen Lebens in weitestem Umfang und vermag so vor allem auch dem immer stärker werdenden Bedürfnis des Forschers zu dienen, sich auf den Nachbargebieten auf dem laufenden zu erhalten.

In den Dienst dieser Aufgabe haben sich darum auch in dankenswerter Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, gern die Gelegenheit benutzend, sich an weiteste Kreise zu wenden, an ihrem Teil bestrebt, an der „Sozialisierung" unserer Kultur mitzuarbeiten.

So konnte der Sammlung auch der Erfolg nicht fehlen. Mehr als die Hälfte der Bändchen liegen, bei jeder Auflage durchaus neu bearbeitet, bereits in 2. bis 7. Auflage vor, insgesamt hat die Sammlung bis jetzt eine Verbreitung von fast 5 Millionen Exemplaren gefunden.

Alles in allem sind die schmucken, gehaltvollen Bände besonders geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine Bücherei zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Jedes der meist reich illustrierten Bändchen
ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Leipzig, im September 1920. **B. G. Teubner**

Bisher sind **zur Kulturgeschichte** erschienen:

Primitive Kultur und allgemeine Volkskunde.

Der Mensch der Urzeit. Vier Vorlesungen aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 47 Abbildungen. (Bd. 62.)

Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. G. Steinmann. 2. Aufl. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 302.)

Allgemeine Völkerkunde. 3 Bände. I. Bd.: Feuer, Nahrungserwerb, Wohnung, Schmuck und Kleidung. Von Dr. A. Heilborn. Mit 54 Abb. (Bd. 487.) II. Bd.: Waffen und Werkzeuge, Industrie, Handel und Geld, Verkehrsmittel. Von Dr. A. Heilborn. Mit 51 Abb. (Bd. 488.) III. Bd.: Die geistige Kultur der Naturvölker. Von Prof. Dr. K. Th. Preuß. Mit 9 Abb. (Bd. 452.)

***Vorgeschichte Europas.** Von Prof. Dr. H. Schmidt. (Bd. 571/72.)

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Bibliotheksdirektor Professor Dr. G. Steinhausen. 3. Auflage. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 75.)

Antike Kultur.

Palästina und seine Kultur in 5 Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt von Prof. Dr. P. Thomsen. 2., neubearb. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 260.)

Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge. Von Prof. Dr. H. Freiherr von Soden. 4. Aufl. Mit 1 Plan von Jerusalem und 3 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)

Antikes Leben nach den ägypt. Papyri. Von Geh. Postrat Prof. Dr. F. Preisigke. Mit 1 Tafel. (Bd. 565.)

Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Hofrat Professor Dr. R. v. Scala. Mit 46 Abbildungen. (Bd. 471.)

***Die griechische Polis.** Von Direktor Dr. Th. Lenschau. (Bd. 676.)

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Prof. Dr. E. Ziebarth. 2. Auflage. Mit 23 Abbildungen und 2 Tafeln. (Bd. 131.)

Die Religion der Griechen. Von Prof. Dr. E. Samter. Mit Bilderanhang. (Bd. 457.)

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Professor Dr. Fr. v. Duhn. 3. Auflage. Mit 62 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel, sowie 1 Plan. (Bd. 114.)

Das alte Rom. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Richter. Mit Bilderanh. u. 4 Plän. (Bd. 386.)

***Die römische Republik.** Von Privatdozent Dr. A. Rosenberg. (Bd. 719.)

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. L. Bloch. 4. Auflage. (Bd. 22.)

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. 2. Aufl. (Bd. 258.)

Das Altertum, seine staatliche und geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen. Von Oberlehrer H. Preller. (Bd. 642.)

Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Prov.-Schulrat und Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. P. Cauer. 2. Aufl. (Bd. 356.)

Deutsche Kulturgeschichte und Volkskunde.

Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. Ein Überblick. Von Prof. Dr. E. Stemplinger und Prof. Dr. H. Lamer. Mit 1 Tafel. (Bd. 689.)

Deutsche Volkskunde im Grundriß. Von Prof. Dr. K. Reuschel. I. Allgemeines, Sprache und Volksdichtung. (Bd. 644.) II. Glaube, Brauch, Kunst und Recht. (Bd. 645.)

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Geh. Studienrat Prof. Dr. O. Weise. 5., völlig umgearbeitete Aufl. Mit 30 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln und einer Dialektkarte Deutschlands. (Bd. 16.)

Heimatpflege. (Denkmalpflege und Heimatschutz.) Ihre Aufgaben, Organisation und Gesetzgebung. Von Dr. H. Bartmann. (Bd. 756.)

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Baurat Dr.-Ing. Chr. Ranck. 3. Auflage. Mit Abbildungen. (Bd. 121.)

Das deutsche Dorf. Von Prof. R. Mielke. 3. Aufl. Mit Abbildungen. (Bd. 192.)

Deutsche Volkstrachten. Von Pfarrer K. Spieß. Mit 11 Abbildungen. (Bd. 342.)

Deutsche Feste und Volksbräuche. V. Prof. Dr. E. Fehrle. 2. Aufl. Mit Abb. (Bd. 518.)

Das deutsche Volkslied. Von Dr. J. W. Bruinier. 5. Auflage. (Bd. 7.)

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt von Dr. O. Böckel. 2. Auflage. (Bd. 262.)

Das deutsche Volksmärchen. Von Pfarrer K. Spieß. (Bd. 587.)

Die deutschen Personennamen. V. Geh. Studienrat Dir. A. Bähnisch. 3. Aufl. (Bd. 296.)

Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. 2. Aufl. Mit 6 Abb. im Text. (Bd. 350.)

Kultur des Mittelalters.

Mittelalterliche Kulturideale. Von Professor Dr. V. Vedel. 2 Bände. I. Bd.: Heldenleben. (Bd. 292.) II. Bd.: Ritterromantik. (Bd. 293.)

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Geh. Reg.-Rat Provinzialschulrat Professor Dr. B. Heil. 4. Auflage. (Bd. 43.)

***Der Zug nach dem Osten.** Die Kolonialtat des deutschen Volkes im Mittelalter. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Hampe. (Bd. 731.)

K

Politische Kultur. Kriegswesen.

Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Von Professor Dr. P. Joachimsen. 2. veränderte Aufl. (Bd. 511.)
Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkriege. Von Prof. Dr. R. Hoeniger. 2. Aufl. (Bd. 402.)
Die großen Sozialisten. Von Dr. Fr. Muckle. 4. Aufl. 2 Bände. I. Owen, Fourier, Proudhon. II. Saint-Simon, Pecqueur, Buchez, Blanc, Rodbertus, Weitling, Marx, Lassalle. (Bd. 269/70.)
Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 7. Auflage. (Bd. 2.)
Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Von Pfarrer Dr. phil. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)
Kulturgeschichte des Krieges. Von Prof. Dr. K. Weule, Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe, Prof. Dr. B. Schmeidler, Prof. Dr. A. Doren, Prof. Dr. P. Herre. (Bd. 561.)
Große Feldherren. Von Major F. C. Endres. I. Vom Altertum bis um Tode Gustav Adolfs. Mit Karten. II. Von Turenne bis Hindenburg. Mit 1 Titelbild u. Karten. (687/88.)

Wirtschaftliche Kultur.

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert. Von Prof. Dr. Chr. Gruber. Neubearbeitet von Dr. H. Reinlein. 4. Auflage. (Bd. 42.)
Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. P. Arndt. 3. Aufl. (179.)
Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. L. Pohle. 4. Auflage. (Bd. 57.)
Geschichte des Welthandels. Von Realgymnasial-Dir. Professor Dr. M. G. Schmidt. 3. Auflage. (Bd. 118.)
Geschichte des deutschen Handels seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Dir. Prof. Dr. W. Langenbeck. 2. Aufl. Mit 16 Tabellen. (Bd. 237.)
Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Geh. Schulrat Dir. Dr. E. Otto. 5. Auflage. Mit 23 Abbildungen auf 8 Tafeln. (Bd. 14.)
Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. Dr. H. Gerdes. 2., verb. Aufl. Mit 22 Abbildungen. (Bd. 320.)
Grundriß der Münzkunde. 2. Aufl. Bd. I: Die Münze nach Wesen, Gebrauch u. Bedeutung. Von Hofrat Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 56 Abb. im Text. (Bd. 91.) Bd. II: Die Münze in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. H. Buchenau. (Bd. 657.)
Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. K. Hassert. Mit 21 Abb. (Bd. 163.)

Geistige Kultur.

Mystik in Heidentum und Christentum. Von Prof. Dr. Edv. Lehmann. 2. Aufl. Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Anna Grundtvig geb. Quittenbaum. (Bd. 217.)
Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Geh. Rat Prof. Dr. C. Bezold dargestellt von Geh. Hofrat Prof. Dr. F. Boll. 2. Auf. Mit 1 Sternkarte und 20 Abbildungen. (Bd. 638.)
Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände. Von Dr. R. Baerwald. (Bd. 560.)
Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Prof. Dr. Fr. Paulsen. 4. Aufl. von Prof. Dr. W. Münch. Mit 1 Bildnis Paulsens. (Bd. 99/100.)
***Geschichte des deutschen Studententums.** Von Dr. W. Bruchmüller. (Bd. 477.)
Der Leipziger Student v. 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)
Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Geh. Schulrat Dir. Dr. Ed. Otto. 3. Aufl. Mit 12 Abb. im Text. (Bd. 45.)
Die deutsche Frauenbewegung. Von Dr. Marie Bernays. (Bd. 761.)
Gesellschaft und Geselligkeit in Vergangenheit und Gegenwart. Von Susanne Trautwein. (Bd. 706.)
***Gesellschaftliche Formen.** Von Susanne Trautwein. (Bd. 707.)
Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Geh. Studienrat Professor Dr. O. Weise. 4. Auflage. Mit 28 Abbildungen. (Bd. 4.)
Das Zeitungswesen. Von Dr. H. Die. 2., durchgesehene Aufl. (Bd. 328.)
Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griechischen Altertum bis auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. Chr. Gaehde. 3. Auflage. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 230.)
Der Schauspieler. Von Prof. Dr. Ferd. Gregori. (Bd. 692.)
***Deutsche Schauspieler.** Vo Dr. H. Knudsen. (Bd. 723.)
Das internat. Leben der Gegenwart. Von Dr. h. c. A. H. Fried. Mit 1 Taf. (Bd. 226.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

518. Band

Deutsche Feste und Volksbräuche

Von
Dr. Eugen Fehrle
Prof. an der Universität Heidelberg

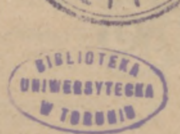
Zweite Auflage
Mit 29 Abbildungen



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1920

Meinen lieben Eltern

Und us der Heimet chunnt der Schii,
s muß lieblig in der Heimet sy!



Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Vorwort zur ersten und zweiten Auflage.

Mehrfache Äußerungen unseres Volksglaubens sind nicht auf unser deutsches Volk beschränkt, sondern zeigen sich in auffälliger Ähnlichkeit in vielen Ländern. Die Völker haben solche Gedanken oft voneinander übernommen. Aber Ähnlichkeit im Denken und Handeln findet sich auch bei Völkern, die nicht miteinander in Kulturgemeinschaft stehen und wo auch Übertragung durch Dritte ausgeschlossen ist. Dann beruht die Ähnlichkeit auf der gleichen Veranlagung der menschlichen Denkorgane, die unter gewissen Voraussetzungen die Gedanken nur in bestimmter Form hervorbringen können. So bedingen es gegenseitiger Austausch und gemeinsame Veranlagung, daß die Feste und Bräuche verschiedener Völker in ihren Grundgedanken einander vielfach gleichen. Die Entwicklung aber, welche diese Grundgedanken im einzelnen nehmen und die bunten Formen, in denen jedes Volk sie zeigt, sind ganz verschieden und sehr bezeichnend für einzelne Völkergruppen und kleinere Landverbände.

Ich bin bei mehreren Festen auf ihre Entwicklung eingegangen. Denn die Form, in der sie heute gefeiert werden, ist oft von späteren Zutaten so umrankt und von unwesentlichen Äußerlichkeiten so überwuchert, daß nur ein Einblick in ihre Entwicklung zum Verständnis führen kann.

Verständnis für unsere Feste und Volksbräuche aber muß jeder haben, der unser Volk kennen will.

In den Jahresfesten und Bräuchen, die sich an den Werdegang des menschlichen Lebens anschließen, läßt sich die Art des Volkes sehr unauffällig beobachten. Wer deutsches Leben kennen lernen will, achte auf unsere Feste und Volksbräuche.

Denen, die an der Entstehung dieses Büchleins Anteil gehabt haben, sei hier mein Dank ausgesprochen, besonders meinem Bruder Ernst für seine Hilfe bei der Korrektur. Warmen Dank schulde ich dem Verlag, der trotz schwieriger Verhältnisse meinen Wünschen auf das weitgehendste entgegengekommen ist.

Heidelberg, 7. Aug. 1920.

Eugen Fehrle.

Inhalt.

I. Jahresfeste.

1. Winterfeste.

a) Von Martinstag bis Weihnachten.

Viele Entwicklungen und Bildungseinflüsse haben sich vereinigt, bis die Feste zustande kamen, die wir heute feiern.[1]) Darum ist es bei manchen unserer Volksfeste unmöglich, Ursprung und Wesen bis ins einzelne zu ergründen.

Alte Volksgewohnheit und altgermanischer Glaube hatten längst bestimmte Bräuche ausgebildet und Feste eingebürgert, als die Römer in unser Land kamen und Spuren ihrer Sitten bei uns hinterließen, die einzeln bis heute weiterleben. Dann kam das Christentum und brachte große Umwälzungen. Es bildete heidnische Feste nach seinem Sinne um, gliederte sie christlichen Begehungen an oder suchte sie auszurotten. Gelang dies nicht ganz, so wurden sie wenigstens zurückgedrängt und mit den altheidnischen Göttern in den Bereich des Teufels verwiesen und erniedrigt zu Spuk- und Gespenstergeschichten oder führten ein verborgenes Dasein in abgelegenen Dörfern, um in duldsameren Zeiten sich vereinzelt wieder ohne Scheu zu zeigen.

Viele solche Äußerungen des Volksglaubens rechnet man heute zum Aberglauben. Der Städter belächelt sie als längst überholte Bräuche des Landvolkes und fühlt sich erhaben über die Volksschicht, die noch solchem Plunder huldigt, andere finden Volksbräuche für beachtenswert, weil sie nichts davon verstehen und etwas Merkwürdiges und Altes darin sehen, und halten es im Gefühle wohlmeinender Erhabenheit für schön, daß unser Volk noch so am Alten festhält. Wieder andere halten das Festhalten an alten Bräuchen für einen Kulturrückschritt und wittern darin eine Gefahr für die Aufklärung. Beeinflußt von dem Urteil solch Unberufener, schämt sich bisweilen der Landbewohner seiner Bräuche und schließt sich lieber städtischer Sitte an, die ihm gar

---

1) Die Ziffern verweisen auf das Literaturverzeichnis S. 102.

nicht steht. Gering ist die Zahl derer, die fähig sind, durch geschichtliche und vergleichende Betrachtung zu verstehen, daß die Feste und Bräuche unseres Volkes altes Kulturgut von echt deutschem Geiste sind und daß viel von dem, was heute als Aberglaube belächelt wird, ein Rest ehrfurchtsvollen Glaubens unserer Vorfahren ist und schon deshalb verdient beachtet und gekannt zu sein.

Neben der Vermischung verschiedenartiger Kultur wirkte bei unseren Volksfesten mehrfaches Verschieben der Jahreseinteilung und Änderung des Kalenders verwirrend. In alter Zeit, als die Viehzucht zum großen Teil unser Volk ernährte, war Jahresanfang und -schluß durch die Zeit festgelegt, in der das Vieh zur Weide und von dort wieder in den Stall getrieben wurde. Diese Zeitpunkte änderten sich, sobald der Ackerbau als wichtige Erwerbsquelle neben die Viehzucht trat. Die Ernte war bis Oktober eingebracht, das Vieh aber konnte noch lange draußen weiden. So teilte sich der Herbst vom Spätsommer, und der Deutsche, der früher nur drei Jahreszeiten gekannt hatte, konnte jetzt auch vier annehmen wie der Römer, dessen Kalender bei uns maßgebend ward.

Durch solche Verschiebungen ist es zum Teil zu erklären, daß wir die gleichen Bräuche an verschiedenen Festen finden. Bisweilen beruht die Gleichheit allerdings auch auf denselben religiösen Bedürfnissen, die sich zu verschiedener Zeit des Jahres in derselben Form äußern. Wenn der Bauer die Wintersaat in den Boden bringt, drängt es ihn ebenso, einen Gott des Natursegens anzurufen, wie wenn er im Frühling säet oder im Sommer pflanzt. Solche Gleichartigkeit des religiösen Bedürfnisses ist besonders zu bemerken bei Festen, die einen neuen Zeitabschnitt einleiten.

Hatte der alte Germane seine Feldvorräte geborgen in unterirdischen Höhlen, die bei Kälte auch als Wohnung und bei Kriegsgefahr als Unterstand dienten, und war das Vieh von der Weide heimgebracht, so wurden die Tiere geschlachtet, soweit man sie nicht zur Nachzucht notwendig hatte, und das Fleisch wurde zum Aufbewahren zubereitet. Bis heute haben sich die Schlachtfeste im Spätherbst und Winter erhalten. Für das Empfinden des Menschen, der seine Zeit nicht nach dem Kalender einteilt, beginnt mit ihnen der Winter. Alles von den geschlachteten Tieren kann nicht aufbewahrt werden, ein Teil wird gleich gegessen. Da außerdem zur selben Zeit der Haustrunk trinkreif wird, ist das Hauptkennzeichen dieser Feste ein ausgiebiges Essen und Trinken.

Eine Stelle aus Grimmelshausens „Abenteuerlichem Simplicissimus" lautet: „Um selbige Zeit fiel Martini ein. Da fängt bei uns Teutschen das Fressen und Saufen an und währt bei teils bis in die Faßnacht." Aber am Anfang des Winters läßt man gern etwas draufgehen. Denn „Anfang gut, alles gut" ist dem Volke nicht nur eine leere Redensart, sondern man schreibt dem Anfang vorbedeutende Wirkung für den ganzen folgenden Zeitabschnitt zu. Wer an Neujahr nichts Gutes zu essen hat, leidet das ganze Jahr Mangel; wer kein Geld bei sich trägt, wenn er den ersten Kuckuck rufen hört, wenn also der Frühling beginnt, hat die ganze folgende Zeit keins.

Die Tage des Einschlachtens für den Winter sind jetzt meist Kirchweih, Martinstag oder irgendein Tag im Dezember. Früher waren sie wohl im Oktober und November. Seit aber die Landwirtschaft Nahrung für Menschen und Vieh liefert, kann man einen Teil der Schlachttiere zuerst mästen und erst später schlachten.

Der 11. November, der nach dem in der Legende wegen seiner Mildtätigkeit bekannten, um 400 verstorbenen Bischof von Tours Martinstag heißt, ist vielfach als Winteranfang gekennzeichnet[2]): das Vieh wird von der Weide heimgetrieben. Der Hirt bringt die Martinsgerte in einem grünen Busch. Sie wird als Segenszweig gut aufbewahrt und im Frühjahr benutzt, wenn das Vieh zum ersten Male wieder ausgetrieben wird. Die Dienstboten wechseln ihre Stelle, man zahlt Zins und Pacht, auf dem Lande beginnt jetzt wieder abends die Arbeit bei Licht, die Spinnräder werden vom Speicher heruntergeholt. In Pelz gekleidete Burschen stellen den Einzug des Winters dar, oder man denkt sich den heiligen Martin auf einem Schimmel einziehend, wenn es an Martini schneit. Am Niederrhein zieht der harte Winter als wehrhafter Mann ein: Knaben, mit Säbel und Helm ausgerüstet, stellen ihn dar.[3]) In Koblenz traten einst die Knaben zweier Stadtteile als kämpfende Abteilungen gegeneinander auf. Dabei sangen sie:

Heiliger Sankt Märte
mit dene siebe Gerte (oder Kerze),
mit dene siebe Rute,
die Nas die soll blute,
das Blut lauft übers Bäckers Haus,
hol dir einen Weck heraus,
mir eine, dir eine,
annere Kinder gar keine.

Dann reizten sie einander und verprügelten sich. Wir kennen solche kultischen Kämpfe vor allem im Frühjahr. Eine Abteilung stellt den Sommer dar, eine andere den Winter; der Sommer muß im Frühjahr siegen, damit es in der Natur auch so gehe. Ähnlich wird man

den Koblenzer Brauch erklären, wenn auch der Wunsch, daß der Winter kommen soll, in Begehungen der Art wenig ausgesprochen ist. Es wird sich hier nur um ein nachahmendes Spiel handeln. Mit Martinstag ist der Sommer besiegt, der Winter zieht ein. Ein neuer Zeitabschnitt beginnt. Neugierige möchten wissen, wie er ausfällt; deshalb sind an Martini allerlei Weissagungen üblich: aus der Farbe des Brustbeins der Martinsgans, je nachdem es mehr weiß oder rötlich ist, ersieht man, ob ein strenger oder gelinder Winter zu erwarten sei. Durch zauberhafte Handlungen sucht man sich für den Winter Segen zu sichern. Böse Geister, die beim Anfang jedes neuen Zeitabschnittes umgehen, werden durch Lärmumzüge maskierter Burschen, durch Peitschenknallen und Glockengeläute oder durch Feuer, das auf den Feldern angezündet wird, vertrieben. Denn solche Geister treiben ihr Unwesen bei Nacht und scheuen das Licht. Für die großen Feuer betteln oder stehlen die Kinder vorher den Brennstoff. Man wälzt auch brennende Räder über die Fluren, zündet alte Körbe an, stellt Lichter vors Fenster, Kinder ziehen mit Laternen durch die Straßen. Um sich zu reinigen von allem Geisterhaften, das einen umgeben könnte, springt man über die Lichter.

Diese Bräuche sind vor allem im Westen Deutschlands verbreitet, am meisten am Niederrhein. Sonst tritt der Martinstag sehr zurück zugunsten der vorausgehenden Kirchweih und der Feste im Dezember, und im bürgerlichen Leben weicht er dem Neujahrstag. In vielen Gegenden Deutschlands wird er nur noch durch einen Markt und reiches Essen und Trinken gefeiert. In diese durch die Jahreszeit bedingten Sitten hat der Volksglaube eingegriffen. Man trinkt sich an Martinstag Schönheit und Stärke an, man wünscht sich Segen für den Winter, besonders Heirat und Kindersegen. Arme Leute und Kinder gehen mit solchen Wünschen zu den Reichen und bekommen dafür Wurstsuppe, Wurst, Nüsse, Äpfel, Gebäck und anderes. In Göttingen sagen die Kinder dabei einen aus mundartlichen und hochdeutschen Versen gemischten Spruch:

Martin ist ein guter Mann,
schenkt uns Äpfel und Nüsse.
Als sie an dem Tische saßen
und gebratene Fische aßen,
da dacht ich in meinem Sinn,
seht, da wohnt ein Reicher drin.
Der wird sich wohl bedenken
und wird mir wohl was schenken.
Schenken Se mek en Appel,
den kann ek gaud verknappeln,
schenken Se mek ne Beeren,
die kann ek gaud vertehren,
schenken Se mek ne Nuß,
denn geb ek Se en Kuß.
Ich bin ein kleiner Zimmermann,
ich zimmere alles, was ich kann,
ich bin ein kleiner König,
geben S' mir nicht zu wenig.
Käs' und Brot mag ich nicht,
Schweinebraten krieg ich nicht,

Meister, gib mir Wurst.
Lat mek gahn, lat mek stahn,
Lat mek nich tau lange stahn,
Ek möt noch hen nach Polen,
un mek twei Penn'ge holen,
Polen is ne grote Stadt,
da geb'n mek alle Lüte wat.

Als Festschmaus ist am meisten gegessen oder bekannt die Martinsgans. Die Legende weiß zu berichten, wie das Tier mit dem Bischof von Tours zusammengekommen sei. Zum Verständnis der Martinsgans hilft dies aber nichts. Wahrscheinlich ist, daß unabhängig vom heiligen Martin das Gansessen um Mitte November üblich war, weil um diese Zeit die Gänse besonders schmackhaft sind, und da sie nicht mehr auf die Weide getrieben werden können, man das Futter sparen und zugleich Geld zum Zinszahlen einnehmen will. Das Gansessen ist später, wie es so oft vorkam, auf den nächstliegenden kirchlichen Feiertag verlegt worden. Vor allem die Geistlichen bekamen am Zinstag Martini von den Bauern vielfach Gänse statt Geld und scheinen auch Verständnis dafür gezeigt zu haben. Darum brachten sie in zahlreichen heiteren Liedern die Gans zu Ehren. Es galt im Mittelalter die Küchenregel:

Iß Gans Martini
Wurst in festo Nikolai,
iß Blasii lemper,
Hering oculi mei semper.

Daneben mögen alte Erntebräuche in Frage kommen, bei denen die Gans als Wachstumsgeist getötet und gegessen worden ist (S. 76).

In protestantischen Ländern ist im Laufe der Zeit das Fest auf Martin Luther gedeutet und zum Teil auf seinen Geburtstag, den 10. November, verlegt worden. Entsprechend werden die Verse für die Umzüge bisweilen umgebildet. Man singt in Ostfriesland:

Als Martin noch ein Knabe war,
hat er gesungen manches Jahr
vor fremder Leute Türen.
Er sang so schön, er sang so zart,
so ganz nach frommer Kinder Art,
es konnt' ein Herz wohl rühren.

An diesem Beispiel kann man sehen, wie alte Bräuche umgedeutet werden und neuen Inhalt bekommen, während die alte Form bleibt.

Mehreren Tagen im November schreibt der Volksglaube Bedeutung zu. Der Leonhardtstag (6. November) ist bekannt durch die vor allem in Bayern üblichen Pferdeumritte. Die Pferde werden dabei vom Priester geweiht. Dieselben Weihungen finden wir anderswo am Georgi- oder Stephanstag, bisweilen sind sie auf Martinstag verlegt (vgl. Abb. 16). Am Katharinenentag, dem 25. November, wird manches getan, was sonst an Martini üblich ist. Doch sind diese Begehungen nur vereinzelt

Ein wichtigerer Zeitpunkt ist erst wieder der 30. November, der Andreastag. Viel Volksglaube ist mit ihm verbunden. Vor allem eignet er sich zum Weissagen. Und das benutzen in erster Reihe die jungen Mädchen, um zu erfahren, wer sie einst heiratet. Man kann dies auf verschiedene Weise erkunden. Am weitesten verbreitet ist folgende Art: das Mädchen besteigt rückwärts sein Bett und sagt einen Vers her, der im früheren Königreich Sachsen lautet:

Meas deas, heiliger Sankt Andreas,
laß mir erscheinen den Herzallerliebsten meinen,
in meiner Gewalt, in seiner Gestalt,
wie er geht, wie er steht,
wie er mit mir vor den Altar geht.
Laß ihn erscheinen bei Bier und Wein,
soll ich mit ihm glücklich sein;
soll ich mit ihm leiden Not,
laß ihn erscheinen bei Wasser und Brot

Dann zeigt sich der zukünftige Gatte im Traum.

Ein großes Kinderfest ist der Nikolaustag, der 6. Dezember. In vielen Gegenden Nord- und Süddeutschlands spielt er sich etwa so ab: am Vorabend kommt der Nikolaus entweder als gutmütig aussehender alter Mann mit langem, weißem Bart oder als Bischof oder auch in schreckhafter Verkleidung. Bisweilen reitet er auf einem Esel. In der Hand hat er eine Rute und über die Schultern einen großen Sack. Er erkundigt sich bei den Eltern über das Benehmen der Kinder. Diese sitzen ängstlich dabei und sagen, vom Nikolaus aufgefordert, ein Gebetlein her. Dann ermahnt sie der Nikolaus, droht ihnen, ja schlägt sie bisweilen oder lobt sie und gibt ihnen Geschenke, meist Nüsse und getrocknetes Obst. Über Nacht legt der Nikolaus noch etwas ein, in Süddeutschland neben Obst vor allem einen Klausemann, d. h. eine in Brot gebackene menschliche Gestalt, und Lebkuchen in Herzform oder den Nikolaus darstellend, dann Mützen, Handschuhe und andere Kleidungsstücke für den Winter, bisweilen auch Spielzeug.

Mancherorts gehen zwei oder mehrere „Kläuse" um, ein guter und ein oder mehrere böse. Sie machen Lärm mit einer Peitsche, mit Schellen oder rasselnden Ketten, die sie an sich hängen haben, schlagen Vorübergehende, teilen Geschenke aus und nehmen welche an; sie heißen Pelznickel, Knecht Ruprecht, Polterklas, Rugbelz, Hans Trapp oder sonstwie, in Österreich Krampus, mehrfach auch Pelzmärte durch Vermischung mit den Martinsbräuchen, wie der Santiklaus auch mit dem Christkind zusammenkommt.

In Süddeutschland machen die Kinder einige Wochen vor Nikolaustag Klausehölzle, Stäbchen mit Einkerbungen, und zählen daran die

Vaterunser ab, die sie zum Nikolaus beten. In der Magdeburger Gegend zeigt man den Kleinen vor dem 6. Dezember gelegentlich die in einer Ecke des Speichers oder der Rumpelkammer aufbewahrte Maske des Nikolaus, damit sie wissen, daß er schon im Haus ist, und entsprechend artig sind.

Anderswo, wie in Heidelberg, ziehen am 5. und 6. Dezember abends verkleidete Knaben um, meist mit Bart und sackartigem Gewand, und betteln auf den Straßen und an den Türen, wobei sie die auch an anderen Festen üblichen Heischelieder singen.

Das Fest hat seinen Namen von dem bekannten Bischof von Myra, dessen Todesjahr man um 350 ansetzt.[4]) Aber sein Ursprung ist anderswo zu suchen. Der Nikolaus in Bischofstracht kann auf den heiligen Nikolaus zurückgehen, kann aber auch ein Rest des von den Römern im Dezember gefeierten Festes der Saturnalien sein. Dort wurden, wie bei uns bisweilen an Fastnacht, alle Werte umgewertet, der Sklave ließ sich von seinem Herrn bedienen, einer von den Geringsten wurde zum König gekrönt. Dieser Narrenkönig stammt von dem babylonischen Neujahrsfest. Er wurde von römischen Soldaten, die im Orient standen, in der eigenen Heimat eingeführt und war zunächst bei den Saturnalien, dann auch beim Neujahrsfest üblich.[5]) Beide Feste wurden von römischen Soldaten zu uns gebracht und haben hier mehrfach Spuren hinterlassen. Möglicherweise geht der Kinder- oder Narrenbischof, der früher mit aller Förmlichkeit geweiht und in sein Amt eingeführt worden ist, auf den Saturnalienkönig zurück und hat seine Spuren in solchen Kinderfesten hinterlassen.

Aber der älteste Bestandteil des deutschen Volksfestes ist das nicht; vielmehr haben sich die römischen und christlichen Bräuche an altdeutsche Begehungen angereiht, die auch heute noch nicht geschwunden sind. Das sind die Umzüge und das Lärmen der verkleideten Personen. Durch die Lärmumzüge sucht man die bösen Geister des Winterdunkels zu verscheuchen und sich und anderen Segen zu verschaffen. Bei uns sind die Nikolausgestalten durch christliche Beeinflussung meist gutmütig geworden oder gutmütige stehen neben den schreckhaften. Das ist nicht überall so. Im Kanton Zürich nennt man die Nikolausnacht Isegrindnacht. Isegrind ist ein böser Geist. An die Bösartigkeit der zu dieser Zeit umgehenden Geister erinnert auch das Klausjagen in der Schweiz. In Küßnacht verjagt man die Kläuse von den Kirschbäumen, damit man viel Ertrag bekommt. Dem ursprünglichsten Teil

des Festes liegen also Gedanken zugrunde, wie wir sie beim Martinstag schon gefunden haben. Und sie begegnen uns noch öfters.

Das Volk hat im Dezember eine zusammenhängende Reihe von Festen. In dem schwäbischen Dorfe Zweiflingen gibt der Hausvater mit Kreide über der Stubentür eine Übersicht über die Zeit von Advent bis zum 25. Dezember. Dabei sind außer dem Thomastag und dem 25. Dezember die drei Donnerstage vor Weihnachten besonders gekennzeichnet. Ehedem waren diese Donnerstage weithin gefeiert, jetzt kennt man sie nur noch vereinzelt in Süddeutschland und in der Schweiz, am meisten in der Gegend von Schwäbisch Hall. Sie heißen Klöpflesnächte oder Knöpflesnächte, Anklopfete, in der Schweiz und in Baden auch Bochselnächte. Burschen und Mädchen, meist aber Kinder ziehen im Dorf herum, machen viel Lärm und heischen Gaben. Dabei singen sie in der Mindelheimer Gegend, in Württemberg:

Holla, holla, Klopfertag,
schüttelt Birne und Äpfel ra (herab),
Schmalz im Kübel ist au nit übel.
B'hüet uns Gott vorm Totegrübl

oder an anderen Orten im schwäbischen Oberamt Mergentheim:

Aklopfe Hämmerle,
s' Brot liegt im Kämmerle,
s' Messer liegt danebe,
sollst mer ebbes gebe,
Äpfel raus und Birre raus,
no gehn mer wider in e ander Haus.

Oft klopfen die Singenden an die Türen und Fenster oder werfen Erbsen, Bohnen, auch kleine Steinchen gegen die Fenster, altes Geschirr oder Holzstücke gegen die Türen. Bisweilen benutzt man Erbsen bei beliebten, Sand bei unbeliebten Leuten. Die Klopfenden bekommen Geschenke. Bei Schwäbisch Hall singen sie:

Aklopfe Knöpflinsnacht,
ei Beiri (Bäuerin) habt r Knöpfli g'macht,
ei Beiri laßt mi's a versueche,
tracht mer's mit'm Näpfli raus,
i bin nor alloa dohauß.

Ganz vereinzelt soll es noch vorkommen, daß die Umziehenden Leberknöpfle bekommen, wenn gerade geschlachtet wird. Sonst spielen ja die Knöpfle, Teigwaren, die man an manchen Orten unter dem Namen Spätzle kennt, die der richtige Knöpfleschwabe aber von diesen unterscheidet, in Süddeutschland auch in Volksbräuchen eine Rolle. Nach ihnen sagt man jedenfalls Knöpflesnächte, während der Brauch ursprünglich nach dem Klopfen benannt ist.

Das Klopfen und Lärmen wird heute vom Volk auf christlichen Ursprung zurückgeführt. Man habe dadurch ehemals auf die bevorstehende Geburt Christi aufmerksam machen wollen. Mancherorts singen deshalb die Kinder:

Ich klopf, ich klopf, ich sage an,
daß Christus der Herr bald kommen kann.

Doch sind diese und andere christliche Begründungen nur Umdeutungen eines alten Volksbrauches. Denn sie erklären den Brauch nicht. Abgesehen von den eben genannten Versen, denen jeder ansieht, daß sie nicht aus dem Volke stammen, ist in den Liedern nirgends vom Erscheinen Christi die Rede. Außerdem ist nicht klar, warum die Bräuche gerade an drei Donnerstagen sind; und wenn sie christlichen Ursprungs wären, hätte in früheren Jahrhunderten die Kirche nicht nötig gehabt, so oft gegen sie vorzugehen. Durch das Lärmen will man vielmehr böse Geister verscheuchen, die in der dunkeln Winterszeit umgehen. Denn an den drei Donnerstagen ist es nicht geheuer; da bispelts, sagt man in Kirchhofen bei Freiburg. Deshalb springen an einigen Orten maskierte Burschen herum mit Kuhglocken und knallen mit Peitschen. In Österreich sind die klopfenden Burschen selbst bisweilen verkleidet. Die Ausübung der Bräuche am Donnerstag führt ins germanische Heidentum zurück, wo der Donnerstag ein heiliger Tag des Gottes Donar (Thor) war. Im Volksglauben sind heute noch viele Spuren davon erhalten. Der Donnerstag ist segenbringend oder unglückverheißend, je nachdem die Anschauung auf das Heidentum zurückgeht, wo der Tag heilig war, oder auf christliche Beeinflussung, durch die der altgermanische Gott zum teuflischen Wesen geworden war. Die Erbsen und Bohnen sind nicht nur deshalb zum Werfen benutzt, weil sie bequem dazu sind. Hülsenfrüchte sind nach griechisch-römischem und deutschem Glauben eine wichtige Geisterspeise. Erbsen sind ein mancherorts übliches Donnerstagsessen. In der Adventszeit darf man aber in Schlesien keine Erbsen essen, weil sie den Geistern gehören, man bekommt sonst Beulen und Schwären. Hülsenfrüchte soll man am Donnerstag stecken.

Im Salzachtal in den österreichischen Alpen gehen an den drei Donnerstagen im Advent die „schiachen Perchten" um, die sonst später, besonders an Dreikönig, böse Geister vertreiben.

Abgesehen von den Gaben an die Teilnehmer der Umzüge, sind an den Klöpflestagen auch sonst Geschenke üblich. Die Mädchen bekommen von ihren Liebhabern etwas verehrt, das man Knöpflisscheit nennt, Kinder erhalten an einem Klöpflestag von ihren Paten Spielsachen und Eßwaren, wie sonst am Nikolaustag, an Weihnachten oder Neujahr, Bekannten wirft man das Knöpflesscheit in die Stube und verschwindet schnell wieder. Am Tage nach Weihnachten erhält man dafür ein Gegen-

geschenk, die Buckelnuß. Will ein Bursche um ein Mädchen anhalten, so bringt er ihm an einem der drei Donnerstage ein in einer Klöpflesnacht gefertigtes käfigartiges Häuschen aus dünnen Stäbchen, die in Erbsen oder Teig gesteckt sind und so zusammenhalten. Wird das Knöpfleshäusle angenommen, so hat das Mädchen damit dem Burschen zugesagt. Das Häuschen bleibt dann jahrelang in der Stube an der Decke und erinnert an Deckengehänge wie die Unruh, die man von Tirol bis nach Friesland in Bauernstuben hängen sieht und aus deren Bewegung man die Anwesenheit von Hexen erkennt.

Die Klöpflesnächte waren nach alledem eine bedeutungsvolle Zeit, vielfach mit Weihnachten und Neujahr im Volksglauben zu vergleichen. Man wünscht sich auch in schwäbischen Orten noch an den Klöpflestagen: gut Jahr, daß 's Korn wohl grat, Kraut und Zwiebel. Das könnte zur Ansicht führen, daß die Klöpflesnächte auf antike Neujahrssitten zurückgehen, bei denen ähnliche Bräuche üblich waren. Doch ist der Zusammenhang nicht erwiesen. Derselbe Brauch kann auch in beiden Kulturen selbständig entstanden sein. Viele der Anklopferbräuche sind in letzter Zeit auf die folgenden christlichen Feste übergegangen oder gehen allmählich über.

An den Klopferstagen, am Nikolaustag oder zu anderer Zeit im Dezember wird vielfach geschlachtet. Dabei schenkt man anderen und ißt selbst sehr kräftig. Ähnliche Bräuche wie an Martinstag wiederholen sich. Ist die nicht geringe Arbeit vorbei, so herrscht eine Behaglichkeit im Hause, wie sie Ludwig Richter in seinem Bilde Schlachtfest wundervoll darstellt und Uhland im Metzelsuppenlied mit echt schwäbischer Laune besingt:

So säumet denn, ihr Freunde, nicht
die Würste zu verspeisen,
und laßt zum würzigen Gericht
die Becher fleißig kreisen.

Es reimt sich trefflich Wein und Schwein
und paßt sich köstlich Wurst und Durst,
bei Würsten gilts zu bürsten.

Wir können mit Uhland fortfahren:

Auch unser edles Sauerkraut
wir wollens nicht vergessen,
ein Deutscher hats zuerst gebaut,
drum ists ein deutsches Essen.

Sauerkraut wird am Anfang eines neuen Zeitabschnittes oft als heilbringende Speise empfohlen. Aber ein Deutscher hat es nicht zuerst gebaut, sondern wir haben das Kraut, seine Zubereitung und den an ihm haftenden Aberglauben von den alten Römern übernommen.[6]) In Griechenland und Rom war es ein wichtiges Heilmittel und im Kulte der Heilgötter, besonders des Apollo, verwendet. Von den Römern lernten es

unsere Klöster und das Volk kennen. Wie in der Antike wurde es bei uns eine Kultspeise bei Hochzeit, beim Neubau eines Hauses und beim Beginn eines neuen Jahresabschnittes. Und jetzt ist Sauerkraut ein deutsches Volksgericht. Wenn man es an Martinstag, Neujahr, Fastnacht ißt, dann bleibt man das ganze Jahr gesund, hat immer Geld und sonst Segen. Der preußische Glückwunsch: Leben Sie wohl! Essen Sie Kohl! ist also nicht nur ein gereimter Scherz. Auch der schwäbische Dichter kennt wohl den Ursprung des Glaubens nicht, trifft aber den ureigensten Sinn, wenn er scherzend singt:

Glei de Kinder mueß ma's gea.
Hent r schau de ausre gseah?
Dees send anderscht dicke Wärgel,
koane so wie uire Därgel.
Also dent, was i uich sag:
Esset druimol Kraut all Dag.

Umzüge, nächtliches Lärmen, Vermummungen, Liebesorakel und anderes, was wir bisher trafen, findet sich besonders wieder am Luciatag, dem 13. Dezember, und am 21., dem Thomastag. Der erste galt früher als der kürzeste Tag des Jahres, der letzte ist es. Deshalb haben die nächtlichen Unwesen gerade hier viel Zeit zum Spuk.

b) Weihnachten, Neujahr, Dreikönig.

Diese drei Feste hängen eng zusammen. Sie waren einmal Jahresanfänge. Daraus erklärt sich die Gleichheit vieler Bräuche von Weihnachten bis Dreikönig.[7])

Das Jahr hat ehemals im alten römischen Reich mit dem 1. März angefangen. Im Jahre 153 v. Chr. traten die höchsten Beamten des römischen Reiches zum ersten Male ihr Amt am 1. Januar an. Damit war dieser Tag als Jahresanfang ausersehen, wenn auch der Wechsel nur allmählich vor sich ging. Das Christentum feierte im Gegensatz zum Heidentum nicht den ersten, sondern den sechsten Januar als Jahresanfang.[8]) Auf 6. Januar setzte man die Taufe Christi an und damit seine geistige Geburt und den Anfang seiner göttlichen Sendung, seine Erscheinung oder Epiphanie, wie man im Anschluß an heidnische Anschauungen sich ausdrückte. Christus übernahm darin den Erscheinungstag eines alten griechischen Gottes des Naturlebens, des Dionysos. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts trennte man in Rom das Geburtsfest Christi vom Tage seiner Erscheinung und betrachtete den 25. Dezember als Geburtstag und zugleich als Jahresanfang. Der 25. Dezember war Ägyptern, Syrern, Griechen und Römern der Geburtstag des Sonnengottes, des Unbesiegten, wie sie ihn nannten. Dieser Gott kam

in römischer Kaiserzeit zu großen Ehren und weiter Verbreitung. Auch der Geburtstag des damals viel verehrten persischen Lichtgottes Mithras war auf den 25. Dezember festgesetzt. Als das Heidentum äußerlich überwunden und das Christentum zur Reichsreligion erklärt war, wurde Christus gefeiert als die Sonne, die der Welt das Licht gebracht. Dabei schloß man allerdings an Bibelstellen an; aber der tiefere Grund war die Betonung des Gegensatzes gegen den heidnischen Sonnengott und sein Fest um die Wintersonnenwende, das die neuen Christen nicht vergessen hatten. Durch Umwandlung konnte man den alten Glauben am besten besiegen.

In der Folgezeit waren die Jahresanfänge ganz verschieden gefeiert. Eine Kirchenversammlung zu Köln bestimmte im Jahre 1310 Weihnachten als Jahresanfang auch für Deutschland. Das blieb lange Zeit so. Mit der Reformation kam aber an vielen Orten der nicht vergessene 1. Januar als Jahresanfang zum Sieg, wenn auch nicht allgemein. Luther z. B. hat am Weihnachtstag festgehalten. Dem Hin und Her suchte Papst Innocenz XII. ein Ende zu machen, indem er im Jahre 1691 den 1. Januar als Neujahrstag bestimmte. Doch hielten sich andere Jahresanfänge noch lange, ja sie sind heute noch nicht vergessen. Zu diesem verwirrenden Wechsel kommt noch, daß die Vorbereitungstage vor Weihnachten, die Adventszeit, auch schon zum neuen Jahre gerechnet wurden und daß allerlei volkstümliche Zeitanfänge mit den kirchlichen ganz oder zum Teil zusammentrafen.

So finden wir von Martini bis Pfingsten immer wieder Bräuche, deren Grundgedanken schon erwähnt worden sind: man will für den bevorstehenden Zeitabschnitt Übel abwehren, sich Segen sichern und die Zukunft erfahren. An Weihnachten treten diese nichtchristlichen Glaubensäußerungen unseres Volkes heute nicht mehr stark hervor. Man findet sie aber doch noch mehrfach. Auf verschiedene Weise kann man die Zukunft erforschen: man läßt Wasser gefrieren und ersieht aus den Eisgestalten kommende Ereignisse, besonders den zukünftigen Gatten. Oder man geht in der Christnacht vor fremde Häuser und horcht an den Fenstern. Dabei denkt man sich einen Wunsch. Hört man von drinnen zuerst ein Ja, dann geht er in Erfüllung; bei einem Nein nicht. Aus dem Weihnachtswetter kann man auf die Witterung des ganzen Jahres schließen. Ein Kirschbaumzweig, der an Weihnachten ins Wasser gesteckt wird und an Neujahr blüht, zeigt für das kommende Jahr gutes Wetter an. Man kann ihn auch am Nikolaus- oder Barbaratag ins

Wasser stecken. Er muß dann an Weihnachten blühen, um gutes Wetter in Aussicht zu stellen. In Thüringen zieht man Stroh aus dem Dache eines ererbten Hauses; findet man dabei noch Körner, so hat man im kommenden Jahr Glück. Mädchen kehren am Weihnachtsabend die Stube aus, tragen den Kehricht in den Hof und warten, darauf sitzend, bis der erste Hahn kräht. Woher er kräht, daher kommt der zukünftige Schatz.

Solcher Aberglaube ist nicht willkürlich erfundener Hokuspokus, sondern setzt bisweilen eine ganze Kette der Entwicklung des Volksglaubens voraus. Man glaubt z. B., daß geisterhafte Wesen am Boden und in den Ecken sitzen und mit dem Kehricht hinausgefegt werden können.[9]) Setzt man sich auf den Kehricht, so ist man in enger Verbindung mit ihnen und kann von ihnen die Zukunft erfahren. Dieser Brauch ist in der eben genannten Zukunftserforschung verbunden mit dem Glauben an die prophetische Gabe des Hahnes.[10]) Wie er den Tag verkündigt und das Licht bringt, kann er auch die Zukunft zeigen. Deshalb gehen an Weihnachten oder Neujahr die Mädchen nachts an den Hühnerstall, klopfen und sagen:

Gackert der Hahn, gackert die Henn,
so krieg ich en Mann, so krieg ich noch ken.

Wie bei jedem neuen Zeitabschnitt regen sich an Weihnachten verschiedene Geister, die dem Menschen helfen oder schaden. Man muß sie abwehren oder sich nutzbar machen. Wer es versteht, kann in der Christnacht unsichtbar oder unverwundbar werden. In Zauberkreisen kann man den Teufel beschwören und viel Geld bekommen. Es spukt überall. Um Mitternacht wird Wasser in Wein verwandelt. Das Vieh kann reden. Man besprengt das Haus mit Weihwasser oder räuchert es aus, schreibt den Lichtern, die in Schlesien das jüngste Familienmitglied anzünden muß, besonders gute Wirkung zu, trommelt nachts durchs Haus, dann hat man das Jahr über keine Mäuse: an die Tür macht man drei Kreuze, dem Vieh legt man gefährliche Gegenstände wie Messer in die Krippen, damit es nicht verhext wird, die Bäuerin gibt ihm Salz, bläst ihm ins Nasenloch und macht dabei ein Kreuz oder stellt Besen vor die Stalltür, in den Brunnen wirft man gegen die Hexen einen Feuerbrand, der schlesische Müller wirft dem Wassermann Speisen in den Bach, damit er während des Jahres das Wehr nicht durchbreche oder sonst ein Unglück anstelle, dem Weihnachtsklotz, einem großen Stück Holz, das ins Haus gebracht und angezündet wird,

schreibt man übelabwehrende und segnende Kraft zu, auf der Straße vertreibt man böse Geister durch Schießen, Peitschenknallen und Lärmumzüge. Wenn man in die Felder und Gärten schießt, „weckt man die Saaten". An einigen Orten spielt beim nächtlichen Lärmen der Rummelpott oder Brummtopf eine Rolle, die Burschen sind bei den Umzügen in schreckhafter Weise vermummt. Mit dem Christkind kommt wie vorher mit dem Nikolaus bisweilen eine Schreckgestalt, die wie dort meist Knecht Ruprecht heißt. Überhaupt hat das Christkind manches vom Nikolaus angenommen. Es kommt wie er auf einem Esel, dem die Kinder Heu vor das Haus legen. In Mittelbaden singen sie am Weihnachtsabend:

Christkindle, komm in mei Haus,
leer die goldne Körble aus,
stell de Esel uff de Mist,
daß er Heu und Haber frißt.

Segen sucht man sich an Weihnachten für das bevorstehende Jahr zu sichern durch reichliches Essen und eine Auswahl Gedeihen bringender Speisen. Wegen des vielen Essens nennt das Volk in norddeutschen Gegenden den Christabend Vollbauchsabend, wie anderswo der Fastnachtsmontag heißt. Die heiligen Zahlen spielen beim Essen eine Rolle: man muß sieben- oder neunerlei Speisen zu sich nehmen. Vielfach ißt man gerne etwas, das Keime neuen Lebens in sich enthält. Als Weihnachtsspeisen sind verbreitet Eier, Fische, Hirse, Erbsen, Klöse, sehr oft auch Kraut. Das Vieh bekommt Grünkohl. Wurst und Schweinefleisch fehlen selten. Man kocht Schweinsglück, sagt man in Mähren, und meint den Schweinskopf, der als Festessen bekannt ist. Auch die üblichen Weihnachtsgebäcke, deren Formen oft bestimmte kultische Bedeutung haben, sind nicht zu vergessen. Ein reiches und richtig ausgewähltes Weihnachtsessen bringt neben körperlicher Gesundheit auch Segen anderer Art. Je mehr ein Schlesier Hirsekörner ißt, um so mehr Goldstücke nimmt er im Jahr ein. Dem Vieh gibt man das doppelte Futter, oder von allem, was man selbst ißt, oder sieben oder neun Arten Fressen. Nach dem Essen muß man ein Stück Brot und einen Pfennig auf dem Tisch liegen lassen; dann hat man während des Jahres keinen Mangel an Geld und Essen. Auch die Obstbäume werden zur Weihnachtszeit gesegnet. Man legt Kuchen in ihre Zweige oder hängt Äpfel daran, gibt ihnen die Reste des Essens, legt Geld in die Rinde, düngt und pflegt sie. Im Kreise Neiße ist man barfüßig, wenn man am Weihnachtsabend die Überreste des Abendessens unter die schlecht tragenden Bäume streut. In der Pinzgauer Gegend ißt

der Bauer mit seinem Gesinde eine Mehlspeise mit einer Honigschicht darüber. Den Rest bringt die Bäuerin in den Obstgarten, leert ihn den Bäumen hin und sagt: Bam eßt's. Unterdessen schießen die Burschen, und der Bauer durchräuchert das Haus. Hier liegt altgermanische Geisterspeisung zugrunde.[11])

Während diese Arten des Weihnachtssegens nur noch in einzelnen Schichten des Volkes, da allerdings in ursprünglicher Deutung weiterbestehen und an anderen Orten höchstens in verblaßten Resten sich zeigen, hat ein anderer Segenswunsch sich lebendig erhalten, ja mit den Jahren sich immer mehr ausgebreitet in den Weihnachtsschenkungen. Wenn ich glaube, daß der Anfang vorbedeutend sei für das ganze Jahr, so sorge ich dafür, daß diejenigen, an deren Wohl mir etwas liegt, am Anfang viel haben. Ich schenke ihnen zu ihrer Habe noch etwas. Eine Vergrößerung des Gutes am Anfang zieht Vermehrung während des Jahres nach sich. Andererseits freue ich mich, wenn mir jemand etwas schenkt oder bitte ihn darum. Wir trafen solche Gedanken schon bei den Schlachtfesten. Durch das Schenken nimmt allerdings die Habe des Gebers ab, was nach dem Volksglauben Schaden für das ganze Jahr bedeuten könnte. Aber so folgerichtig denkt der Volksglaube meist nicht. In einigen Fällen tut er es hier und schreibt dann vor, daß man den Gegenstand, den man zum Segen gibt, stehlen soll.[12]) In Brandenburg, Schlesien und anderswo stiehlt der Knecht in der Christ- oder Neujahrsnacht Kohl und gibt ihn den Pferden zu fressen. Um nicht den Nächsten zu schädigen, wird der Kohl im Garten des dritten Nachbarn geholt. Oder wenn man den Grund des Stehlens nicht mehr versteht und zugleich sich noch mehr von Ehrlichkeit leiten läßt, trägt man eine Garbe um Neujahrsmitternacht ins Bereich des Nachbargartens, holt sie wieder und gibt davon dem Vieh zu fressen. In Oberösterreich stehlen die Burschen vor dem 1. Mai den Maibaum in einem fremden Wald.

Die Weihnachtsschenkungen mögen zum Teil auf den Gebrauch zurückgehen, bei der Geburt eines Kindes Gaben zu verteilen,[13]) zum Teil von den Nikolausschenkungen übernommen sein; eine größere Bedeutung haben sie erst bekommen, nachdem Weihnachten Neujahrsbräuche an sich gezogen hat und auch die Neujahrsgeschenke großenteils auf Weihnachten verlegt worden sind. Überall ist der Wechsel allerdings noch nicht durchgedrungen. In vielen Dörfern des Schwarzwaldes, der Lüneburger Heide, überhaupt an Orten, die nicht stark von der Stadt beein-

flußt sind, werden die Kinder, Dienstboten und sonst Erwachsene an Weihnachten nicht beschenkt, sondern am Nikolaustag und Neujahr.

Der Glanzpunkt der Weihnachtsfeier ist der Christbaum oder Weihnachtsbaum. Er ist ebenso weit bekannt wie die Bescherung, ja Weihnachten ist für die meisten Deutschen ohne einen Christbaum gar nicht denkbar. Und doch ist der lichtergeschmückte Baum noch ziemlich jung, alt aber seine Vorläufer. Im Jahre 1494 schreibt Sebastian Brant in seinem Narrenschiff:

Und wer nit ettwas nuwes hat
und umb das nuw jor syngen gat
und gryen tann risz steckt jn syn huß,
der meynt, er lebt das jar nit uß.

Damit haben wir einen wertvollen alten Beleg für den durch mehrere Jahrhunderte bezeugten und heute noch üblichen Brauch, grüne Zweige ins Haus zu hängen oder aufzustellen. Dies sind entweder Zweige von Nadelbäumen, Buxbaum, Rosmarin, Stechpalme oder von Kirsch-, Weichsel- und anderen Laubbäumen oder Blumen. Sind sie nicht immergrün, so steckt man sie einige Zeit vor Weihnachten ins Wasser und stellt sie in die warme Stube, damit sie bis zum Fest Knospen, Blätter oder Blüten treiben.

Hier sind zwei Anschauungen ineinander übergegangen: man glaubte in Deutschland, daß mit Beginn eines neuen Jahres auch die Natur anfange neu zu erwachen, und erzählte sich allerlei Wunderdinge von Bäumen, besonders Kirschbäumen, die an Weihnachten blühten. Das war in den Augen der Christen eine Verherrlichung des Christkindes durch die Natur und wurde in der Literatur viel behandelt und in Verbindung gebracht mit dem Baum der Erkenntnis im Paradies und durch ihn mit dem Kreuz Christi. Mit diesem Glauben verband man den Brauch, Kirschbaumzweige vor oder an Weihnachten ins Wasser zu stellen. Nebenher ging eine andere Anschauung. Den Pflanzen, die sogar im Winter grünen, und denen, die im Frühjahr zuerst Knospen und Blüten treiben, schreibt man ganz besondere Lebenskraft zu. Diese gilt es sich nutzbar zu machen. Wenn man die Pflanzen im Haus aufstellt oder Menschen, Tiere und Bäume damit berührt, so glaubt man, daß ihre starke Lebenskraft auf die Berührten oder überhaupt die Umgebung übergehen, Übel abwehren und Segen spenden könne. Die Zweige werden deshalb an der Haus- oder Stalltür angebracht oder im Stall, in der Wohnstube, im Speicher, wo sie meist gegen Feuersgefahr schützen. Man pflegt in der Wissenschaft einen solchen Zweig Lebensrute zu nennen.

Die Lebensruten kommen in der verschiedensten Art vor. Eine haben wir zu Anfang getroffen, die Martinsgerte. An manchen Orten pflegen an Weihnachten, Neujahr oder dem Tage der unschuldigen Kinder, dem Kindlestag (28. Dezember), die Burschen die Mädchen mit Ruten zu schlagen. Man nennt das Pfeffern oder Kindlen. Die Mädchen pfeffern dann an Neujahr oder Dreikönig die Burschen. Man läßt sich gerne pfeffern und gibt ein Geschenk für den Segen, den es geben soll. Auch Kinder schlagen die Eltern, Knechte die Mägde, vor allem aber pfeffert man erwachsene Mädchen. Der Körperteil, auf den man sie schlägt oder wenigstens früher geschlagen hat, und die an manchen Orten üblichen, ins Obszöne gehenden Namen für das Pfeffern und einzelne Begleitumstände zeigen deutlich, daß man mit dem Schlagen Fruchtbarkeit und Segen bewirken will. Das wird bisweilen ausgesprochen während des Schlagens, wie in folgenden Versen:

Ich pfeffere Eure junge Frau,
ich weiß sie hat das Pfeffern gern,
ich pfeffere sie aus Herzensgrund,
Gott halt die junge Frau gesund.

Das Schlagen mit der Lebensrute ist vor allem wieder an Fastnacht und Palmsonntag üblich. Bei Hochzeiten wird das Brautpaar geschlagen.

Der Brauch ist mit der Zeit unverständlich geworden, man hat ihn aber doch beibehalten und umgedeutet. Das Schlagen wird als Züchtigung oder als Ulk aufgefaßt. Mit dem Geschenk kauft man sich los, während es ursprünglich eine Belohnung war.

Eine solche Lebensrute ist der von Sebastian Brant erwähnte grüne Tannenzweig, den man an Neujahr ins Haus steckt, um Glück zu haben, wie es Brant ausspricht. Der Straßburger Pfarrer Geiler von Kaisersberg predigte im Jahre 1508 gegen die dort üblichen Weihnachtsbräuche und setzte sie neben die Neujahrssitten der Heiden, die Tannreis in die Stube legten und anderes machten, was wir auch an Weihnachten treffen. In Dörfern der Vogesen errichteten die Mädchen in der Neujahrsnacht einen Maien, d. i. eine Stechpalme, die sie mit Eiern, Bändern und einigen Gestalten schmückten und auf den Dorfbrunnen stellten. Um 1600 wird aus dem Elsaß berichtet, daß man an Weihnachten einen Maien in der Stube habe. Um das Jahr 1640 schimpfte der Straßburger Theologe Dannhauer über die Weihnachtsfeier der einzelnen Familien, in der er einen Gegensatz zum kirchlichen Fest sah. Dabei sagte er: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen

und Zucker behängt und ihn hiernach schüttelt und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen ist, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel." Hier sehen wir also den Weihnachtsbaum als Ausdruck deutschen Volksglaubens neben der kirchlichen Feier oder im Gegensatz zu ihr.

Der Ursprung des heute üblichen Weihnachtsbaumes, dem an vielen Orten „Weihnachtsboschen" vorausgegangen sind, scheint im Elsaß oder überhaupt im alemannischen Gebiet am Oberrhein zu sein. Von hier aus sollte er sich über ganz Deutschland und die Welt verbreiten. Christliche Anschauungen wurden mit ihm verbunden und so der Gegensatz zwischen Volksreligion und Christentum ausgeglichen. Schon die Prediger gegen den Weihnachtsbaum verwiesen auf den Baum des Paradieses oder auf den „geistlichen Zedernbaum Christum Jesum". Der Baum des Paradieses blieb auch nicht ohne Einfluß auf den Weihnachtsbaum. Vielfach ist er, wenn auch nur als Gebäck, mit Adam und Eva unter dem Weihnachtsbaum dargestellt.

In den beiden folgenden Jahrhunderten wird der Weihnachtsbaum an einigen Orten Süd- und Norddeutschlands erwähnt. Aber weder Name noch Aussehen ist einheitlich. Er heißt bald Weihnachtsbaum, dann Christbaum, Lebensbaum oder wird sonst gekennzeichnet. Manchmal wird der Baum auch nicht an Weihnachten aufgestellt, sondern am Nikolaustag und heißt dann im Kanton Zürich und in Oberbayern Klausbaum, oder der Klaus bringt ihn auf Neujahr. Oft ist er ein Tannenbaum, anderswo wie in Westfalen eine Stechpalme oder ein Wachholderbäumchen oder eine Birke, ein Kirschbäumchen oder sonst ein Laubbaum, den man öfters schon einige Monate vor Weihnachten in einen Topf setzte und ins Zimmer stellte und auf Weihnachten zum Blühen brachte. In Ostfriesland hatte man bis vor kurzem kein Bäumchen, sondern ein Gestell, an dem Laub, Zucker und etwas Gebäck angebracht war. Dies war am Fenster aufgestellt, wo das Christkind in der Silvesternacht Geschenke für die Kinder hinlegte (Abb. 1). Bisweilen steht der Weihnachtsbaum neben den blühenden Laubbäumchen.

Erst Ende des 18. Jahrhunderts, z. B. 1785 in Straßburg, finden wir den Weihnachtsbaum mit Lichtern. Lichter brannte man an Weihnachten auch ohne oder neben dem Baum. Wir trafen sie schon am Martinstag. Wie dort werden sie hier zunächst die bösen Geister vertreiben sollen. Licht und Leben sind schon früh einander gleichgesetzt. Dem Licht schreibt man allgemein segenspendende Wirkung zu. Auch hat man an Festtagen Licht gebrannt, damit die Totenseelen, deren

Besuch man erwartet, sich daran wärmen können und gut gestimmt sind.[14]) Die Weihnachtssitte, Lichter anzustecken, war zuerst ein selbständiger Segensbrauch und ist Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Baum verbunden. Weihnachtsbaum und Lichterglanz sind jetzt für uns unzertrennliche Vorstellungen.

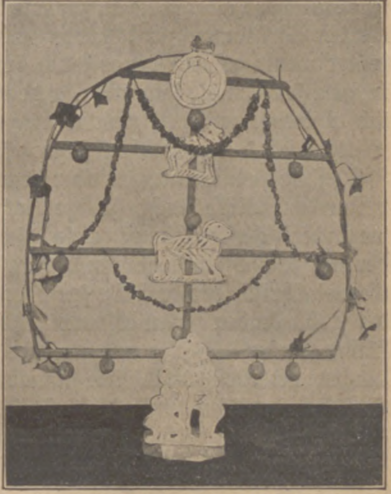


Abb. 1. Weihnachtsgestell aus Friesland.

Goethe lernte den Weihnachtsbaum in Leipzig kennen. Bei ihm und Schiller war er noch eine Seltenheit, die beide Dichter im Elternhause nicht kannten. J. P. Hebel verherrlichte ihn in seinen alemannischen Gedichten. Überhaupt wurde er im Anfang des 19. Jahrhunderts öfters in der Literatur erwähnt und fand in der Stadt immer mehr Eingang. In und nach den napoleonischen Kriegen brachten ihn bei den großen Umwälzungen deutsche Offiziers- und Beamtenfamilien ins Ausland, fremde Soldaten lernten ihn bei uns kennen. Die Franzosen sahen ihn 1870 wie jetzt wieder bei unseren Soldaten. Überhaupt kam der Weihnachtsbaum von Deutschland aus ins Ausland. Heute fehlt er wohl in keinem Erdteil mehr.

Der Weihnachtsbaum hat also einen merkwürdigen Lauf durchgemacht: als Erzeugnis echtdeutschen Volksglaubens finden wir ihn zuerst in einem kleinen Teil des alemannischen Landes. Von dort aus zieht er durch ganz Deutschland und findet vor allem im protestantischen Norddeutschland und in den Städten Verbreitung. Von hier aus kommt er wieder aufs Land und setzt sich vermöge seiner dankbarsten Verfechter, der Kinder, allmählich überall durch. Die Kirche, die ihn anfangs als unchristliche Sitte bekämpfte, hat sich mit ihm ausgesöhnt und ihn in den Gotteshäusern aufgestellt. Im Empfinden des deutschen Volkes war er nach den Kriegen Napoleons ein Wahrzeichen des Deutschtums, und heute betrachten wir ihn als Glanzpunkt des schönsten deutschen Festes. Einen solch herrlichen Siegeslauf durch die Welt hat sonst

kein deutscher Volksbrauch aufzuweisen. Dies ist um so bemerkenswerter, als der Christbaum zunächst von den Theologen bekämpft wurde und später wenig gefördert war durch Verquickung mit kirchlichen Einrichtungen, sondern die ihm anhaftenden biblischen Erinnerungen allmählich abstreifte und jetzt ziemlich losgelöst von der kirchlichen Feier ein Mittelpunkt des häuslichen Festes ist.

Weihnachten im ganzen aber ist unlösbar mit der kirchlichen Feier verbunden. Stille Nacht, heilige Nacht und andere Weihnachtslieder, die an biblische Erzählungen anknüpfen, will auch der nicht gerne missen, der der Kirche fernsteht. An der Krippe und den Darstellungen der Geburt Christi, der drei Weisen oder Könige aus dem Morgenlande, der frohlockenden Hirten erfreuen sich mit den Kindern die Erwachsenen. Bilder großer Künstler und einfache Darstellungen des Volkes, Dichtungen und Weihnachtsspiele stimmen uns andachtsvoll. In Bild und Lied hat deutscher Geist die orientalisch-antiken Erzählungen durchdrungen: das Christkind muß eine Wiege bekommen, die anbetenden Hirten sind deutsche Schäfer, deutsch ist die Landschaft, in der die Anbetung des Kindes sich abspielt.

Mit Weihnachten haben die heiligen zwölf Nächte begonnen, d. i. die Zeit zwischen dem alten und neuen Geburtstag Christi, zwischen dem alten und neuen Neujahrsfest, die Zeit zwischen den Jahren, wie das Volk sagt. Da ist der Volksglaube besonders lebendig. Es spukt wieder viel. Wie fast allgemein für Weihnachten, sind in den Zwölften bisweilen an mehreren Tagen gewisse Arbeiten verboten. Aus dem Wetter der zwölf Tage schließt man auf die Witterung der zwölf Monate des Jahres.

Haupttage in den Zwölften sind außer Anfang und Ende Silvester und Neujahr. Wir finden hier dieselben Neujahrserscheinungen wie wir sie schon und besonders an Weihnachten getroffen haben. Man sucht am Silvesterabend die Zukunft zu erforschen. Besonders die Mädchen sind wieder neugierig, wer sich ihnen als Bräutigam zeige. Eine im Volk noch weitverbreitete Art der Heiratsorakel mag hier erwähnt werden: die Mädchen werfen einen Schuh mit dem Fuß über den Kopf. Schaut die Spitze des zu Boden geworfenen Schuhes nach der Stubentür, dann kommt das Mädchen im bevorstehenden Jahre aus dem Hause, d. h. sie heiratet. Eine Art der Zukunftserforschung, das Bleigießen, hat auch in der Stadt Beachtung gefunden und wird zur Unterhaltung viel gemacht. Aus den Gestalten, die das in kaltes Wasser

gegossene Blei annimmt, sieht man, was das Jahr bringen wird. Die Industrie sucht diesen Brauch auszunützen und erfindet jetzt, anschließend an alte Volksanschauungen, allerlei Orakelspiele.

Sehr verbreitet ist das Wettervorhersagen durch den Zwiebelkalender: eine Zwiebel wird in zwölf Teile geschnitten. Auf jedes der in einer Reihe liegenden und den einzelnen Monaten zugeteilten Stücke wird Salz gelegt. Wird ein Stück besonders naß, so gibt's einen nassen, sonst einen trockenen Monat.

Die unheimlichen Mächte des Geisterreiches vertreibt man durch Schießen und Lärmen. Auch der Rummelpott kommt wieder in Anwendung. Vermummte Gestalten machen Lärmumzüge. Der nicht mehr verstandene und durch die Industrie in den Städten unterstützte Brauch ist heute vielerorts zum Unfug geworden.

Unter den vermummten Gestalten sind auch wohlgesinnte. Der Neujahrsbock oder Neujahrsschimmel und andere beschenken in Norddeutschland die Kinder; in Ostpreußen werden von ihnen die Mädchen geschlagen. Sehr lehrreich ist ein Brauch aus Obfelden im Kanton Zürich, das Spräggeln. In der Nacht vom 29. auf den 30. Dezember wurde dort früher von einem Treiber mit Peitsche eine vermummte Gestalt geführt, die Schnabelgeiß, die einen schreckhaften Tierkopf mit auf- und zuklappbarem Unterkiefer übergestülpt hat. Neben der Schnabelgeiß ist ein schwarzgefärbter Teufel, der mit ihr zusammen Lärm macht. In starkem Gegensatz zu diesen beiden steht das friedliche Hochzeitspaar, das mit ihnen geht, in der dort üblichen Hochzeitstracht, begleitet von Großvater und Großmutter, die alte Tracht tragen. Offenbar soll das Brautpaar den Segen des neuen Jahres bringen, während die Schreckgestalten die bösen Geister vertreiben müssen. Gerade in der Schweiz finden sich öfters helle und schwarze, d. h. gute und böse Gestalten bei Umzügen nebeneinander. Die Schnabelgeiß im Bocksfell könnte auch ein Vegetationsdämon sein (Abb. 2).

Am Silvesterabend ißt man zu Hause oder im Wirtshaus gemeinsam. Dabei sind wie am 1. Januar gewisse segenbringende Speisen bevorzugt. Erbsensuppe, an Neujahr gegessen, bewahrt in Mittelbaden während des Jahres vor Fieber. Von den Silvesterspeisen muß man etwas bis Neujahr stehen lassen, sonst hat man das ganze Jahr Mangel auf dem Tisch.

Das früher auch an Weihnachten übliche Gutjahranwünschen ist jetzt meist auf Silvestertag und Neujahr verlegt. Da wird es noch in



Abb. 2. Das Spräggeln.

der mannigfachsten Weise geübt. Kinder gehen zu ihren Paten und Großeltern und bekommen für ihre Glückwünsche einen Neujahrswecken oder einen Brotring oder sonst Geschenke. Auch ziehen noch hier und dort arme Leute oder Kinder herum und singen das neue Jahr an und erwarten dafür eine Gabe.

Am ersten Tage des neuen Jahres sucht man so zu leben, wie man es das ganze Jahr haben möchte und vermeidet alles, was eine schlimme

Vorbedeutung sein könnte. Vom alten ins neue Jahr darf im Hause kein Schmutz liegenbleiben, sonst bekommt man nie sauber, man geht am 1. Januar womöglich nicht zum Arzt und in die Apotheke, man gibt kein Geld aus, Ausgeliehenes wünscht man vor Abend zurück, am Neujahrsmorgen begegnet man am liebsten jungen Leuten, nicht gerne alten, besonders nicht alten Frauen, unangenehme Arbeit unterbleibt. Man läßt sich gern beschenken, vor allem mit Geld, trägt viel Geld bei sich, schüttelt es, zieht neue Kleider an oder wenigstens ein neues Hemd, dann bleibt man gesund und glücklich. Gesundheit erhält sich auch, wer sich in einer Schüssel wäscht, in der Geldstücke im Wasser liegen. Man tanzt und ist lustig.

Mit dem 6. Januar, dem Dreikönigstag, gehen die Zwölften zu Ende. Zum letzten Male wird der Weihnachtsbaum angezündet und dann abgeplündert. Die unheimlichen Geister machen sich, bevor ihr Wirken beendet ist, noch einmal geltend. In Belgien brennt man deshalb den ganzen Tag Licht. Anderswo werden im Freien Feuer angezündet. Man gibt den Geistern Speisen. In Oberbayern und Tirol wird für die Frau Percht Essen vors Fenster gestellt, oder man legt Nudeln auf das Dach oder stellt vor dem Schlafengehen einen Krug mit Wasser und Brot auf den Tisch. Haus und Stall werden mit Weihrauch durchräuchert. Das Lärmen einzelner und ganzer Gruppen wiederholt sich. Man schießt und knallt mit Peitschen. In der Schweiz unternimmt man Lärmumzüge gegen das Strudeli und Strätteli, zwei Hexengestalten, die den Obstertrag beeinträchtigen, wenn man an Dreikönig nicht tüchtig lärmt. Sechs maskierte Burschen, die Glöckelsänger genannt, gehen in Sarntheim (Tirol) singend von Haus zu Haus. Sie führen das Zuselweib mit sich, das nach dem Volksglauben die Ursache von allerlei Übel ist, verprügeln es jedesmal nach dem Gesang und werden dafür bewirtet (Abb. 3). Ganz anders sehen die Glöckler in Ebensee aus. Etwa zwölf ganz weiß gekleidete Männer tragen große leuchtende Papierkappen auf dem Kopf mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte, Schellen auf dem Rücken und lange Stöcke in den Händen und laufen am Dreikönigsabend durch die Straßen, führen vor einigen Häusern Tänze auf und empfangen dafür Gaben. In den bayerischen und österreichischen Alpen, besonders in der Salzburger Gegend, gehen an Dreikönig und bisweilen schon vorher Burschen als Perchten verkleidet um. Frau Percht ist bald eine gute Frau, mehr aber eine Schreckgestalt, vor der man sich in dieser Zeit in acht



Abb. 3. Die Glöckelsänger.

nehmen muß. Dem wechselnden Wesen der Frau Percht entsprechend unterscheidet man die schönen und die schiachen, d. h. die häßlichen Perchten. Die um die Volkskunde sehr verdiente Forscherin Marie Andree-Eysn beschreibt[15]) die schiachen Perchten folgendermaßen: „Alle hatten sich Leinwandfetzen, in denen Löcher für Augen und Mund geschnitten waren, vor das Gesicht gebunden. Sie trugen über ihrer gewöhnlichen Kleidung ein grobleinenes Hemd, das von einem breiten Ledergurt zusammengehalten wurde. Zwölf Burschen aber (im ganzen waren es 50—60), die eigentlichen Perchten, waren in schwarze Schaffelle gehüllt, hatten zu Hauben genähte Dachsfelle auf dem Kopfe (die Perchtenhaube) und holzgeschnitzte Masken mit groben menschlichen Gesichtszügen, langen Zähnen, Hörnern oder solche von fabelhaften Tieren mit Schnäbeln und Borsten oder beweglichen Kiefern vor dem Gesichte. Alle aber tragen an ihren breiten ledernen Gürteln kleine und größere Schellen, oft zeigen diese einen Durchmesser von 20—24 cm oder viele kleine gegossene Glocken. Den Zug eröffnete ein Mann mit der großen Trommel („der Bumms"), dann folgten Burschen mit mächtigen Kienfackeln und Laternen auf hohen Stangen, hierauf kam der Narr („der Lapp") und die Närrin („Lappin"), ein Bursche in Weiberkleidern. Der Narr trug eine aus bunten Fetzen zusammengenähte wurstartige Rolle, die mit Schafwolle gefüllt war, in der Hand; „es war eine Miederwulst", sagte der Gewährsmann, „wie die Bäuerinnen ehemals solche Wülste am Mieder trugen, um die groben, selbstgewebten und reich gefältelten schweren Lodenröcke von der Hüfte breit abstehend zu erhalten". Mit dieser Rolle schlug er auf alle weiblichen Personen, die er kannte, wenn sie neugierig aus der Tür traten oder das Fenster öffneten. Eine ständige Figur in der Schar war auch ein Quacksalber („Öltrager"), der, auf dem Rücken einen mächtigen Korb voll Salbentiegel und Fläschchen, gefüllt mit Theriak und Mithridat, seine Mittel gegen alle Krankheiten anpries. Unterdessen knallten die einen mit kurzgestielten Peitschen, die anderen bliesen auf Kuhhörnern, wieder andere trugen Holzgestelle, an denen breite, 30 bis 40 cm hohe gehämmerte Glocken („Rumpelglocken") hingen, die bei jeder Bewegung ertönten. Kurz unter vielstimmigem Höllenlärm zog die vermummte Schar der „schiachen" Perchten trotz schlechter Wege und Dunkelheit mit Hilfe der Bergstöcke springend rasch durch das nachtschlafende Tal" (Abb. 4).

Die schönen Perchten dagegen kommen am Nachmittag. Sie sind im


Abb. 4. Die schiachen Perchten.

Pongau in Landestracht, ein Bursche als Mann, einer als Frau. Der Mann hat einen auffallend hohen, ihn selbst fast um das Doppelte überragenden Kopfaufsatz. In der Hand hält er einen Degen. Den schönen Perchten folgen einige Gestalten mit Teufelsmasken, Ketten an den Händen und in schwarze Schaffelle gehüllt, außerdem Burschen mit Tiermasken. Auch mit den schönen Perchten gehen allerlei Spaßmacher, Quacksalber, ein Schneider mit einer Streckschere, ein Müller, Zigeuner und andere, ferner ein Lustigmacher mit einer wurstartigen Rolle wie bei den schiachen Perchten. Mit ihm tritt ein ähnlich gestalteter Bursche auf, der ein Wickelkind an einer Schnur mit sich trägt. Dies wirft er gelegentlich Frauen oder Mädchen zu, um ihnen Gutes zu wünschen. Die schönen Perchten tanzen vor einigen Häusern.

Man sieht die Perchten, auch die schiachen, überall gerne. Denn ihr Erscheinen verbürgt ein fruchtbares Jahr, und der Bauer wünscht, daß sie über seine Äcker laufen. Je mehr Perchten gehen, desto größere Fruchtbarkeit erwartet man. Die Perchten vertreiben also die bösen Geister der Unfruchtbarkeit und bringen Segen. Das Zuwerfen des Wickelkindes und das Schlagen der Mädchen und Frauen zeigt, daß die Segenswirkung nicht auf die Früchte des Feldes beschränkt ist, sondern sich auch auf die Menschen erstreckt. Menschliche und vegetabilische Fruchtbarkeit werden wir noch in manchen solchen Bräuchen vereinigt finden. Das Schlagen mit dem Wulst soll bei den Mädchen und Frauen dieselbe Wirkung hervorrufen wie anderswo der Schlag mit der Lebensrute.

Wie an Neujahr bringt man sich an Dreikönig manchmal Glückwünsche dar. Der 6. Januar heißt beim Volke ab und zu noch Großneujahr. Man erforscht das Wetter durch das genannte Zwiebelorakel.



Abb. 5. Türe mit Schutzzeichen.

Durch Baden an Dreikönig erhält man sich das Jahr über gesund. Die katholische Kirche weiht Salz und Kreide. Von dem Salz gibt man während des Jahres dem Vieh, wenn es gefährdet ist, oder streut es gegen ein drohendes Gewitter zum Fenster hinaus, wie im badischen Bolschweil. Mit der geweihten Kreide oder mit einem in geweihtes Salz gesteckten Kreidestück schreibt man die Namen der heiligen drei Könige, Kaspar, Melchior, Balthasar mit ihren Anfangsbuchstaben und einem Kreuz dahinter über die Türen. So kann während des Jahres kein Übel über die Schwelle kommen (Abb. 5). Im Böhmerwalde schreibt man die drei Buchstaben auch in den Kamin und sagt dabei:

Kaspar, Melchior, Balthasar,
behütet uns auch dieses Jahr
vor Feuer und vor Wassersg'fahr.

Reichliches Essen verbürgt wieder Segen. Die üblichen Festküchlein fehlen dabei nicht. Der Dreikönigsabend heißt deshalb in manchen Gegenden Bayerns die feiste Rauchnacht. An mehreren Orten ist es Sitte, gemeinsam einen Kuchen zu verzehren, in den eine Bohne oder ein Geldstück eingebacken ist. Wer diese bekommt, gilt als König und hat für den Abend die Unterhaltung zu leiten.

Mit den Glückwünschen umziehender Knaben sind häufig Erzählungen und Aufführungen aus dem Leben Christi verbunden. Die Knaben kommen als Könige verkleidet mit einem Stern und erzählen von der Geburt Christi, von der Anbetung des Kindes in Bethlehem, von Herodes und seinem Tod und wollen Geschenke haben. Mit der Zeit ist dieser Brauch zur reinen Bettelei herabgesunken. Daher der Vers:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
die essen und trinken und zahlen nicht gern.

2. Frühlingsfeste.

a) Mariae Lichtmeß.

Mariae Lichtmeß
Spinn'n vergeß,
bei Tag z' Nacht eß.

Mit diesem Grundsatz, der zum Teil bis Martini in Geltung bleibt, zeigt der Bauer, daß er mit dem Winter abschließen will, wenn es auch noch Schnee hat und kalt ist. Man verändert deshalb das Sprichwort: „Lichtmessen der Winter halb gemessen" und sagt lieber: „der Winter bald vergessen". Tatsächlich zeigen sich auch allerlei Vorboten des Frühlings. Fabian und Sebastian ließen schon am 20. Januar „den Saft in die Bäume gahn". Die Sonnenstrahlen haben mehr Kraft, die Tage sind beträchtlich länger. Es beginnt ein neuer Zeitabschnitt. Dies zeigt man im südlichen Baden den Bienen an, indem man an die Körbe geht und ruft: „Bienlein, freut euch, Lichtmeß ist da." An Lichtmeß selbst will der Bauer allerdings noch kein warmes Wetter, sondern lieber Sturm und Schnee. Die Bauernregel: „Wachs beim Schnee, Palm beim Klee" gilt in einem großen Teil Deutschlands.

Den Namen hat das Fest von der Kerzenweihe in der katholischen Kirche, die jedenfalls im Anschluß an ein altrömisches Sühnefest eingeführt worden ist. Die Kerzen für den Bedarf der Kirche und die von einzelnen Leuten in die Kirche gebrachten Wachsstöcke und Kerzen werden vom Priester geweiht. Man benutzt sie während des Jahres bei Gewittergefahr und Sterbefällen. Lichter werden am 2. Februar auch ans Fenster gestellt, Kinder machen Umzüge damit oder tanzen im Freien um ein Feuer und rufen in Schleswig-Holstein dabei: „Lank Flaß", damit der Flachs gedeihe.

Die an Lichtmeß üblichen Volksbräuche gehören zu den schon mehrfach genannten Sitten beim Übergang zu etwas Neuem. Durch Zaubersprüche und magische Handlungen verscheucht man das Ungeziefer; zur Vertreibung der Schlangen und Mäuse zieht der badische Bauer oder noch besser sein Kind eine Kette dreimal ums Haus. Wenn man in Hessen tüchtig Hirsebrei und eine lange Bratwurst ißt, wird der Flachs lang. Küchlein werden gebacken, überhaupt ißt man gut. Die Dienstboten empfangen mancherorts an Lichtmeß ihren Lohn und wandern; dabei haben sie einige Tage frei; die Schlenkeltage oder Schlenkelweil, wie ihre Ferien in Bayern heißen, verbringen sie entweder lustig im

Wirtshaus oder besuchen ihre Angehörigen. In Spergau bei Merseburg finden lustige Umzüge statt. Die Umziehenden bekommen Gaben.

Eine eigenartige Eröffnung des Frühlings feiert man in Nordfriesland am Petritag, dem 22. Februar. Zur Vorfeier werden am Abend vorher auf Anhöhen und alten Grabhügeln Strohfeuer abgebrannt, deren Schein über die Dörfer und Inseln hin bis weit hinaus in die Nordsee leuchtet. Diese Feuer nennt man Bieken. Nach dem Bieken brennt man abends keine Lampe mehr und nimmt das Abendessen bei Tag ein.

Im Frühling, wo das Naturleben neu erwacht und daneben die Winterkälte droht, es zu vernichten, ist der Bauer besonders um das Wachstum besorgt. Es gilt jetzt nichts zu versäumen in der Abwehr böser Mächte aus dem Geisterreich und in der Gewinnung guter. Deshalb sind Abwehr- und Segensbräuche jetzt häufiger als je. Sie schließen sich zum großen Teil an die landwirtschaftlichen Arbeiten an, viele sind auf Fastnacht vereinigt.

b) Fastnacht.

Fastnacht oder wie es in Mundarten häufig heißt Fasnacht und Fasnet ist nach einigen Erklärern die Zeit, in der man faseln, d. h. Unsinn treiben kann; in letzter Zeit findet eine andere Deutung mehr Anklang, die Fastnacht auffaßt als die Nacht, d. h. die Zeit vor dem Fasten, weil nachher die vierzehntägige Fastenzeit beginnt. Auch das romanische Wort Karneval weist auf die Enthaltung von Fleischspeisen hin. Vor der trüben Zeit des langen Fastens wollte man noch einmal recht lustig sein und sich austoben. So kamen nach weitverbreiteter Meinung die Fastnachtslustbarkeiten zustande. Es ist menschlich sehr gut begreiflich, daß man vor langer Enthaltung sich's noch einmal recht wohl sein lassen will; aber daraus ist keineswegs erklärt, wieso gerade die Fastnachtsbegehungen zustande kommen, die wir heute allenthalben treffen. Niemals wären die Menschen nur um ihre Freude zu bezeugen auf so absonderliche Bräuche gekommen, wenn nicht andere Ursachen sie veranlaßt hätten.[16]) Und diese waren zunächst so ernst wie manche alte Fastnachtsbegehungen heute noch; es waren zauberische oder kultische Handlungen. Viele Bräuche, die einstens um Wochen getrennt waren, haben sich vereinigt, sind allerdings auch mancherorts zerstreut geblieben vom Dezember bis zum Mai. Dabei muß man bedenken, daß der Begriff Fastnacht früher mehrere Wochen umfaßte.

Bisweilen rechnete man Fastnacht schon vom 26. Dezember, 1. Januar oder Dreikönig ab.

An vielen Orten ist es üblich, auf einer Anhöhe ein großes Feuer anzubrennen, den Fasnetfunken, wie man in alemannischem Gebiet sagt. Meist geschieht das am Sonntag Invocavit, eine Woche nach der allgemein üblichen Fastnacht, am alten Fastnachtssonntag, am Funkensonntag oder Scheibensonntag oder wie die Benennungen alle heißen.

Die Schulkinder gehen mit einem kleinen Wagen durch die Straßen und bitten um Gaben für das Feuer. Dabei singen sie im Schwarzwald:

Heu, Strauh,
s' Fasnetküechli au

und bekommen neben Brennstoff in einigen Häusern Küchlein. Der Brennstoff wird auf einen Berg beim Dorf gebracht. Burschen holen aus dem Wald eine große Tanne oder auch mehrere, schlagen die Äste weg, bis fast an die Spitze, wo sie stehen bleiben, verzieren den Baum mit bunten Bändern wie einen Maibaum; Holz, Stroh, Heu, alte Pechkübel und sonst brennbare Stoffe werden an ihm aufgeschichtet und angebrannt. In Freiburg in der Schweiz muß die jüngst verheiratete Frau das Feuer entzünden. Die Dorfbewohner sehen dem Brand zu, beten bisweilen oder singen, die Jugend springt durch das Feuer und den Rauch, im Glauben, daß es dadurch ein fruchtbares Jahr gebe. Das Ganze macht einen weihevollen Eindruck. Bei der Feier und nachher auf dem Heimweg wird alte Liebe erneut und neue gestärkt. Der schwäbische Dichter mag wohl recht haben, wenn er singt:

O, do geit's no liabe Wöatla (Wörtlein)
und i wett, bis umanand (ringsum)
alle Funka sind verloscha,
Stoht mengs Heazle (Herzle) heall in Brand.

In der Eifel führen die Kinder einen Strohmann mit sich, wenn sie Brennstoff sammeln und singen:

Stroh, Stroh und Schanzen,
schier (heut) Abend gehn wir tanzen.
Get (gebt) uns jet (etwas) und laßt uns gohn,
wir stien auf spitzen Steinen,
wir duhn uns weh an den Beinen.

Aus den gesammelten Sachen wird dort eine Hütte gebaut, der Strohmann draufgestellt und das Ganze angebrannt. Zum selben Zweck



Abb. 6. Fastnachtsrad in Langental (Hessen).

wie hier der Strohmann soll die alte Frau verwendet werden, um welche die Schweizer bitten, wenn sie Brennstoff sammeln:

> E Burdi Holz, e Welle Strauh
> oder en alti Husfrau.

In Baden fügen bisweilen die Kinder ihrer Bitte um Heu und Stroh hinzu:

> Und s' alt Wib drmit,
> daß 's en schene Funke git.

An manchen Orten, besonders häufig im Odenwald, wird ein Wagenrad mit viel Stroh umwickelt und an einer Stange, die durch die Wagenachse gesteckt ist, brennend von mehreren Burschen einen langen Bergabhang hinuntergewälzt (Abb. 6). Wenn das Rad oben auf dem Berge angezündet ist, erheben in Langental bei Hirschhorn die Kinder des Dorfes ein großes Geschrei. Dann gehen sie mit dem Rad den Berg hinab, brennende Fackeln schwingend und werfend und lärmen die ganze Zeit über. Nebenher werden brennende alte Bienenkörbe den Berg hinabgerollt. Das feurige Rad wird in einen Bach gewälzt. Man richtet die Feuer so ein, daß sie möglichst die ganze Gemarkung beleuchten. Denn wie weit der Feuerschein geht, so weit wird das Land fruchtbar. Die Bauern sehen es gerne, wenn das Rad oder die Kinder mit den Fackeln über ihre Felder gehen. In der Gegend von

Hersfeld hört man, während das Rad den Berg hinunterrollt, Segenswünsche, wie: der Flachs soll lang werden! In Tirol heißt man den Brauch das Kornaufwecken.

Weit verbreitet ist das Werfen brennender Scheiben. Sie haben in der Mitte ein Loch. An einer durchgesteckten Achse wird die brennende Scheibe gedreht und schließlich hoch im Bogen weggeschleudert, meist einen Berg oder Felsen hinunter. In Orten, wo der Brauch nicht mehr üblich ist, lehren Gewannnamen wie Scheibenrain, Scheibenberg, Scheibenfelsen, daß er hier einst bekannt war. In der Schweiz werden beim Scheibenwerfen folgende Verse gesprochen:

Flack us, flack us,
über alli Spitz und Berg us!
Schmalz in der Pfanne,
Chorn in der Wanne,
Pflueg in der Erde,
Gott all's grote lot (geraten läßt)
zwüschet (zwischen) alle Stege und Wege.

Man kann die Scheiben wie zum Segen der Fluren, so auch zum Wohle irgendeines Menschen werfen. Bisweilen tuen es die Burschen für ihre Eltern oder irgendwelche angesehene Leute im Dorf, meist aber für die Geliebte. Sie sagen dabei einen Spruch, der vielfach so lautet:

Schibi, Schibo,
wem soll die Schibe goh? (gehen)
die Schibe soll der N. N. goh.
Got si nit, so gilt sie nit.

Wir haben Licht und Feuer schon einige Male bei Volksbräuchen getroffen. Auch die eben erwähnten Höhenfeuer, die brennenden Räder und Scheiben, kommen nicht nur an Fastnacht vor, sondern bisweilen auch im Winter und am Sonntag Lätare und am Johannistag. Durch die Feuer und den dabei oft veranstalteten Lärm sollen böse Geister und schädliche Einflüsse beseitigt, die guten Geister des Wachstums geweckt und Fruchtbarkeit und Segen herbeigeführt werden. Mit dem Scheibenwerfen wird nach Ansicht des schwäbischen Bauern „dem Samen gezunden“ oder „gelockt“. Deshalb springt dort die Jugend mit brennenden Fackeln über den Winterösch und ruft:

Same, Same reg dich,
Same, Same streck dich!

Aus der reinigenden und übelabwehrenden Kraft des Feuers lassen sich viele Fastnachtsfeuer erklären. Neben diese Auffassung aber tritt eine andere: die Räder und Scheiben wurden schon in alter Zeit als Abbild der Sonne angesehen und das Rollen der Räder und das Werfen der Scheiben als Sonnenzauber aufgefaßt. Dem Verstand

eines einfachen Mannes, dessen Denken noch nicht genügend geschult ist, um sich in richtiger Weise „über das Wie und Warum der umgebenden Natur Rechenschaft abzulegen", ist es nicht selbstverständlich, daß die Sonne im bevorstehenden Jahre dieselbe Segenswirkung ausstrahle wie früher, er will ihr durch eine Art Analogiezauber helfen und läßt durch Abbilder der Sonne die Fluren beleuchten. Das Urbild ist dann gezwungen, zu tun, was das Abbild gemacht hat. Daß man bei diesen Begehungen an die Sonne dachte, zeigen Reime, die früher dabei gesungen wurden:

Sünne, Sunne schîne,
fâr iwwer de Rhîne,
fâr iwwers glockehûs,
kumm bald widder in unser hûs

oder

Liebe, liebe Sonne,
Butter in der Tonne,
Mehl in den Sack!
Schließ das Tor des Himmels auf!
Liebe Sonne komm heraus!

Die Verbindung der Sonne mit den Fastnachtsfeuern kann aber auch auf anderes Denken zurückgehen: wenn lange kein Regen erfolgt, so begießt man ein Bäumchen, einen Busch oder einen Menschen, der den Wachstumsgeist darstellt, mit Wasser, und will dadurch erzwingen, daß auch die Natur mit Regen begossen werde. So legt man, wenn die Sorge besteht, daß die Sonne ausbleibe oder nicht genügend Wärme spende, einen Baum oder eine Gestalt, die den Geist des Wachstums darstellt, in die Glut des Feuers und errichtet Feuer auf den Feldern, damit die Sonne gezwungen sei, wie ihr Abbild, das Feuer, auch mit ihren Strahlen die Fluren zu erwärmen. Wenn, wie nach vorhin genannten Versen, eine als alte Frau gedachte Gestalt verbrannt wird, so wird damit die Vernichtung des Wintergeistes gemeint sein, der Unfruchtbarkeit bringt. Das ist jedenfalls anzunehmen bei einem auch sonst üblichen Fastnachtsbrauch der bayerischen Maingegend, wo früher eine Strohpuppe an einem Strick durchs Dorf geführt und auf dem Marktplatz vor die Richter gestellt wurde. Dort wurde sie alles Unheils in der Gemeinde und auf dem Felde beschuldigt und als Sündenbock verbrannt. Auf solche Sitten werden wir beim Begraben der Fastnacht, bei den Festen des Sonntags Lätare und den Pfingstfeiern zu sprechen kommen. Doch sei schon jetzt betont, daß hier verschiedene Anschauungen ineinander übergingen. Nicht mehr verstandene Bräuche wurden ähnlichen angereiht.

Als die christliche Fastenzeit eingeführt wurde, mußte Fastnacht

eine Woche zurückgelegt werden. Wie treu aber das Volk an Tagen hält, die es seit alter Zeit gefeiert hat, haben wir bei der Verlegung des Neujahrstages gesehen. Viele Bräuche bleiben am alten Festtag bestehen. So wird auch hier der frühere Sonntag beibehalten als „alte Fastnacht". Die Feuer, die trotz Verlegung der Fastnacht noch an diesem Sonntag angezündet werden, sind jedenfalls vom Volke als etwas Wesentliches erachtet worden, das man nicht gerne verlegt, um seine Wirkung nicht abzuschwächen. Sie vertrugen sich auch gut mit der ernsten Fastenzeit. Denn sie waren ehemals eine religiöse Feier. Und es war leicht, ihnen eine kirchliche Weihe zu geben, indem man sie beim Ertönen der Betzeitglocken anzündete, dazu betete und fromme Lieder sang.

Andere Fastnachtsbräuche waren zwar ursprünglich auch kultische Handlungen, aber zum Teil ihrer Art nach mit christlichem Denken nicht gut vereinbar, oder sie hatten allmählich eine Gestalt angenommen, die ihre Abhaltung in der Fastenzeit unmöglich machte. Fastnacht war, soweit wir zurücksehen können, ein Fest voll toller Ausgelassenheit.

Ein Hauptkennzeichen des Fastnachtstreibens bilden die Vermummungen und Masken. Sie sind wohl auch an anderen Festen üblich und, wie wir gesehen haben, bisweilen in wildester Gestalt, aber heute nur noch ganz vereinzelt und auch da meistens im Aussterben. Dagegen an Fastnacht haben sie sich nicht nur erhalten, sondern durch alle Kreise der Bevölkerung verbreitet, auch bei den Gebildeten, die sie früher als heidnisches Treiben ungebildeter Menschen bekämpft haben.

Feste mit Vermummungen treffen wir bei allen Völkern der Erde. Der Glaube, dem sie ihre Entstehung verdanken, und die Arten der Vermummung zeigen auffallende Übereinstimmung. Man kann bei vielen Masken kaum scheiden, ob sie einem Negerstamme Afrikas angehören oder in einem deutschen, österreichischen oder schweizerischen Dorfe entstanden oder vor 3000 Jahren in Griechenland gemacht sind. Einfacher Volksglaube setzt das Abbild dem Urbild gleich. Kleidet der Mensch sich wie seine Einbildung einen Gott oder Geist ausmalt, so setzt er sich dadurch nicht nur äußerlich dem Gotte gleich, sondern vermag auch dessen Machtbefugnisse auszuüben. Wer sich als Wachstumsgeist ausstattet, kann den Natursegen fördern. Dieser Glaube macht verschiedene Arten der Vermummung begreiflich: Burschen kleiden sich als Julbock, Schimmel, Bär, wilder Mann, als reichbelaubter

Sommergeist oder wie es die Vorstellung verlangt. Doch nur zum Teil ist die Abwechslung in den bei Volksfesten umgehenden Gestalten hieraus zu erklären. Neben dem genannten Grund der Maskierung treffen wir häufig einen anderen: Man verkleidet sich, um sich unkenntlich zu machen und nicht von einem Unhold, den man vertreiben will, Schaden zu erleiden. Denn diesen Wesen traut man alle bösen Eigenschaften wie Neid und Rachsucht in erhöhtem Maße zu. Wilde Völker, die sonst nackt gehen, ziehen Kleider an, wenn ein Familienmitglied gestorben ist, damit dessen Seele die Angehörigen nicht kennt und mit sich zieht. Auch Völker höherer Bildung ändern ihre äußere Erscheinung beim Tode eines Angehörigen (s. u. S. 100). Bei Hochzeiten, wo das junge Brautpaar von neidischen Geistern bedroht ist, entzieht man sich ihrer Wirkung durch Verkleiden (s. u. S. 92 ff.). Die Verkleidungen bei neuen Zeitabschnitten, wo die Geisterwelt besonders rege ist, muß zum Teil ebenso erklärt werden.

Noch ein dritter Grund führt zu Vermummungen: wie man böse Geister durch Bedrohung mit Waffen und Lärmen verjagt, so auch durch schreckhaftes Aussehen. Man ist deshalb bestrebt, möglichst wild und ungeheuerlich ausgestattet zu sein.

Die verschiedenen Gründe sind oft nicht auseinanderzuhalten und schon früh ineinander übergegangen. Heute denkt bei uns kein Mensch mehr an den Ursprung der Verkleidung. Man maskiert sich, um lustig zu sein und sich ungezwungen geben zu können, da man die Beschränkungen los ist, die sonst gesellschaftliche Rücksichten auferlegen.

Gewisse Arten der Vermummung aber haben sich in dem bunten Allerlei von heute aus den alten Volksbegehungen erhalten. In Schlesien kennt man noch den Erbsenbär oder Strohbär. Ein Bursche wird in Stroh, meist Erbsenstroh eingebunden und im übrigen als Bär ausgestattet und herumgeführt. Neben ihm geht der in Norddeutschland ziemlich verbreitete Schimmelreiter um. Ein oder mehrere Burschen stellen einen Schimmel dar, ein anderer, der lustig gekleidet ist, spielt den Reiter. So ziehen sie zu den einzelnen Häusern und heischen Gaben.

Anderer Art sind die süddeutschen Hansele. In Überlingen am Bodensee geht ein Hansele um in einem mit bunten Tuchstücken besetzten Gewand, langer Nase und einem Fuchsschwanz im Nacken. Sein Hauptstolz ist die lange Peitsche (Karbatsche), mit der er



Abb. 7. Villinger Hansele.

einen Heidenlärm macht (s. u. S. 43 f.). Er hat Ähnlichkeit mit den „Blätzlebuben“, die in alemannischem Gebiete Deutschlands und der Schweiz umgehen. Die Hansele in der Baar und im südlichen Schwarzwald haben eine Holzmaske, einen Fuchsschwanz im Nacken, ein weites, buntes Gewand und Schellen an sich hängen (Abb. 7). Sie gehen in einem bestimmten Schrittmaß hüpfend durch die Straßen mit einem Säckchen in der Hand und einer großen Schar Kinder im Gefolge. Diese fordern Gaben, wobei sie Verschen singen wie folgende:

Hansele, du Lump,
hesch (hast) nit g'wißt, daß d'Fasnet kunnt,
hettesch (hättest du) 's Mul mit Wasser g'ribe,
wär dr (dir) 's Geld im Beutel blibe. Narro.

Dann bekommen sie vom Hansele Zwetschgen, Nüsse, Birnen und Äpfelschnitze zugeworfen. In Villingen haben die Hansele oft noch einen als Braut gekleideten Burschen bei sich. Während die Villinger Hansele durchaus gutmütig sind, haben im benachbarten schwäbischen Rottweil nicht alle ein so freundliches Aussehen (Abb. 8).

In derselben Weise wie bei den Winterfesten treffen wir auch an Fastnacht gute und böse Gestalten vermischt. Lehrreich ist ein Brauch von Sonthofen im Allgäu. In allerlei Verkleidung und mit lächerlichen Verkehrtheiten verrichten Burschen Feldarbeiten. Plötzlich erscheint eine Hexe und stört die Arbeit. Aber es gelingt schließlich, sie aus der Gemarkung zu vertreiben. Diese Aufführung soll durch Analogiezauber bewirken, daß der Geist des Unsegens, der durch die Hexe dargestellt ist, den Segen der Feldarbeit nicht stören kann (vgl. S. 62 f.).



Abb. 8. Rottweiler Hansele.

Weit verbreitet ist die Gestalt des wilden Mannes. Er hat manchmal eine im Aussehen ihm entsprechende Frau, selten ein Kind bei sich. Bisweilen kennt der Volksglaube auch wilde Fräulein. Die wilden Leute treten in der verschiedensten Weise auf. Oft gingen früher Kinder oder Burschen in den Wald und suchten den wilden Mann. Er war in Moos, Baumbart, Rinde oder Laub möglichst wild aussehend gekleidet und hatte ein Bäumchen in der Hand (Abb. 9). Die Kinder führen ihn zu den einzelnen Häusern und werden dafür beschenkt. Manchmal wird er im Wald erschossen, dann aber wieder zum Leben erweckt und als Neuerstandener herumgeführt. Offenbar haben wir hier einen Geist des Wachstums, der frisches Grünen und Gedeihen aus dem Wald in die Stadt und ins Dorf bringt. Bisweilen ist der wilde Mann dem Teufel gleichgesetzt und anderen Schreckgestalten, die den Winter darstellen, wie dem Bären. Solche Wesen denkt sich der Mensch auch ohne bestimmten Zweck in Wald und Flur herumstreifend. Heute scheinen die wilden Männer in Sage und Volksbrauch noch am meisten in der Schweiz bekannt zu sein. Ehemals haben sie in Literatur und Kunst auch bei uns eine Rolle ge-



Abb. 9. Die Tschämmeler (Schweiz).

spielt. Vom Volksbrauch sind sie besonders durch die Fastnachtsspiele in die Literatur übergegangen. Beim Schembartlaufen der Nürnberger Metzger kamen wilde Leute vor. Dann finden wir sie auf Wappenschildern und Münzen, und die weitverbreiteten Gasthäuser zum wilden Mann verdanken ihnen ihre Namen (Abb. 10).

Bei Lüneburg sammeln an Fastnachtsdienstag vermummte Burschen Eier und Würste. Einer hat eine große Gabel, die Speckgabel genannt, an welche Würste gehängt werden. So geht's mit Musikbegleitung von Haus zu Haus; in den Häusern wird getanzt. Die Mädchen backen und kochen einstweilen im Festhause, wo die ganze Gesellschaft nach dem Umzug zusammen ißt. In Schlesien ist der Mann mit der Gabel und seine Begleitung im Gefolge des Schimmelreiters. Daß wir es hier mit einer Segenshandlung zu tun haben, ist ganz klar, wenn wir den Umzug mit der Gabel in der Roßlauer Gegend vergleichen. Dort versammeln sich die Bauern am Fastnachtdienstag beim Bürgermeister. Von hier aus gehen sie im Zuge durchs Dorf. Hinter der Musik geht ein Mann mit einer Schüttegabel, wie man sie zum Aufschütteln des Strohes beim Dreschen braucht. Der Zug geht in die einzelnen Häuser. Überall ist der Tisch gedeckt mit Eierspeise, Wurst, Schinken, Bier und Branntwein. Beim Weggehen bekommt der Gabelträger von der Hausfrau eine große Bratwurst

angehängt. Zum Schluß geht's zum Bürgermeister zurück. Dort wird das Gesammelte gemeinsam verzehrt und getanzt. Während des Umzuges gehen vermummte Gestalten um und schlagen die Leute. Das ist der Schlag mit der Lebensrute.

Bei solchen Begehungen fehlt der Tanz selten, und es ist bisweilen noch eine ausgesprochene Segenswirkung mit ihm verbunden. Wenn im hessischen Dorfe Langental die Burschen und Mädchem am Fastnachtsdienstag vom Wälzen des Fastnachtsrades heimkommen, findet ein gemeinsamer Tanz statt. Dabei streut eine Frau Hanfsamen über die tanzenden Paare, auf daß der Hanf gut gerate. Dann müssen die Tanzenden, wie es vielerorts üblich ist, in die Höhe springen, damit das Getreide hoch wachse.

Oft haben einzelne Zünfte einen Teil der Fastnachtsfeier, vor allem Umzüge und Tänze, besonders gepflegt, sie als ein Vorrecht ihrer Zunft erachtet und übertragen bekommen und mit großem Gepränge aufgeführt. Weit verbreitet sind Waffentänze.[17]) Wir können sie etwa durch 3000 Jahre verfolgen und treffen sie bei vielen Völkern der Erde. In Deutschland waren sie weit bekannt und meist an Fastnacht gefeiert. Sie sind zum großen Teile vergessen. Bisweilen hat man, wie in Schmalkalden in Thüringen, versucht, sie wieder zu erneuern. Zu den wenigen Städten, wo sie noch seit alter Zeit in Übung sind, gehört Überlingen am Bodensee. Die ledigen Rebleute der Neustadt beanspruchen hier das Recht, den Tanz aufzuführen. Vier Platzmeister, ein Fähndrich und ein Säckelmeister bilden den Vorstand der Gesellschaft. Sind die Vorbereitungen fertig, so wählen sie ein Hansele, wie es auch sonst an Fastnacht in Überlingen umzugehen pflegt (Abb. 11). Unter den Klängen eines alten Marsches ziehen die Tänzer auf einige Plätze der Stadt. Dort tanzen sie in künstlich verschlungenen Reihen Achter und andere gewundene Gebilde, gehen unter den gekreuzten Degen durch



Abb. 10. Wirtshauszeichen aus Ponte (Schweiz).



Abb. 11. Überlinger Schwertlestanz

und springen über einen Degen. Die Kinder singen währenddessen:

Hatlaha, hatlaha, Habermus g'nug,
gnädige Frau, gnädige Frau, gen mer au (gebt mir auch) Geld.

Nach dem Schwerttanz holen sich die Tänzer Mädchen und Frauen, beim ersten Male möglichst die ältesten Frauen, und tanzen mit ihnen einen Walzer.

Nach der in Überlingen bekannten Erklärung bekam das Städtchen das Privilegium des Schwerttanzes vom Kaiser für besondere Auszeichnung im Kriege. Das ist eine der vielfach üblichen Erzählungen über den Ursprung eines Brauches, den man nicht mehr versteht und an ein geschichtliches Ereignis anzuknüpfen sucht. Über den wirklichen Sinn des Brauches aber belehrt uns eine Vergleichung verschiedener Schwerttänze. Man will mit ihnen einen Gott des Naturlebens schützen, der im Frühjahr von den Geistern der Unfruchtbarkeit bedroht ist. Dazu benutzt man Waffen, wie man sie gegen körperliche Feinde braucht. Aus der kultischen Begehung ist mit der Zeit, als man den Sinn anders deutete, ein Waffenspiel geworden, wie es mancherorts auch ohne kultischen Ursprung vorhanden war und für die alten Deutschen schon durch Tacitus (Germania 24) bezeugt ist.



Abb. 12. Schäfflertanz in München.

Eine weithin bekannte Fastnachtsfeier ist der Schäfflertanz in München (Abb. 12). Reinsberg-Düringsfeld[18]) schreibt darüber: „Soll dieser Tanz aufgeführt werden, so beschäftigten sich die Schäfflergesellen schon mehrere Wochen vorher damit, alles vorzubereiten und die Tänzer einzuüben. Zugleich wählen sie einen Umfrager, welcher sich erkundigt, wo getanzt werden darf, einen Vortänzer, welcher einen mit Bändern geschmückten Stab trägt, den Reifschwinger, welcher drei volle Weingläser auf die innere Kante des Reifes frei hinsetzt und keines verschütten darf, obwohl er den Reif mit der größten Geschwindigkeit über dem Kopf und durch die Beine schwingt, und welcher noch überdies den Titel der Herren, vor deren Hause getanzt und deren Gesundheit ausgebracht werden soll, genau wissen und deutlich aussprechen muß, ferner den Nachtänzer, einen Spaßmacher und 16 bis 20 Gesellen, welche den Tanz ausführen. Sie tragen eine grüne Kappe mit weißen und blauen Federn, schwarzes Halstuch, rote Ärmelweste, weiße Weste, Beinkleider von schwarzem Manchester, gelbes Schurzfell, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen, und müssen, während

sie die mit Buchsbaum und Bändern geschmückten Reifen drehen, hüpfend bei dem Schalle der Musik einen großen Achter tanzen, allerlei Gänge und Lauben bilden und sich am Ende der labyrinthischen Windungen doch immer wieder vereinigen. Zahlreiche Volksmassen folgen dem Zuge, der von einer wohlgeordneten Musik begleitet wird. Von Zeit zu Zeit wird ein Bube, der dem Hanswurst zu nahekommt, zum Ergötzen der Zuschauer schwarz gemacht, und früher erregten namentlich die Neckereien der Gretel in der Butten allgemeine Heiterkeit. Dies war ein Spaßmacher, welcher seinen vierfach aufgeschlagenen Hut mit den vier Aß aus der Eichelkarte verziert hatte, eine lange Wurst in der Hand hielt, von welcher er manchmal abbeißen ließ, öfters aber selber aß, und scheinbar von einem ausgstopften alten Weibe in einer Butte auf dem Rücken getragen wurde."

Der Münchener Schäfflertanz hat in einigen Punkten Ähnlichkeit mit dem Überlinger Schwerttanz. Die Gänge, die getanzt werden, gleichen sich, beide Male treffen wir einen Spaßmacher, beide Tänze werden durch ätiologische Erzählungen erklärt. Die Küfer in München wollen das Vorrecht der Aufführung haben, weil sie einst nach einer schrecklichen Pest sich zuerst wieder in die Stadt wagten und die hart mitgenommenen Einwohner durch ihre Tänze wieder aufzumuntern suchten. Die Gretel in der Butten soll an eine Bauernfrau erinnern, die sich nach der Pest mit Eiern in ihrer Butte zuerst wieder in die Stadt wagte. Über den Ursprung des Schäfflertanzes läßt sich aus diesen Angaben nichts Sicheres schließen. Er enthält aber noch deutliche Reste alter Frühlingskulte, die wie beim Metzgersprung in München mit Zunftbräuchen verbunden sind.

Man darf nicht alle Fastnachtstänze oder Umzüge für alt halten oder auf kultischen Ursprung zurückführen. Der Rosenmontagszug in Köln z. B., der zu den bekanntesten Fastnachtsbegehungen gehört, ist noch keine hundert Jahr alt. Manchmal gehen solche Feste zurück auf Umzüge anläßlich einer Waffenschau oder Musterung oder sind in neuester Zeit entstanden nach dem Muster alter, aber längst umgewandelter Feste.

Um die Fruchtbarkeit der Felder zu erhöhen, wurde früher mit allerlei Feierlichkeiten ein Pflug um die Ackergrenzen oder über die Felder gezogen. Der Brauch war über ganz Europa verbreitet. Burschen holten erwachsene unverheiratete Mädchen aus den Häusern und spannten sie vor einen Pflug. Der Umzug ging oft durch einen Bach,

damit Mädchen und Pflug naß wurden, oder aber sie wurden mit Wasser übergossen. Gelegentlich zogen auch Burschen den Pflug. Der Brauch wurde bisweilen als Bestrafung der Mädchen oder Burschen aufgefaßt, die noch nicht geheiratet hatten, trotzdem sie alt genug dazu waren. Das war aber nicht die allgemein verbreitete und auch nicht ursprüngliche Deutung. Die Mädchen waren vielerorts zum Pflugumziehen in Festtracht; die schönsten Jungfrauen waren dazu ausersehen; es galt als Ehre, an der feierlichen Handlung teilzunehmen. Bauern mit den verschiedensten zu landwirtschaftlichen Arbeiten nötigen Werkzeugen gingen neben dem Pflug her. Die Burschen waren manchmal maskiert und machten Lärm.

Jungfrauen spielen bei Fruchtbarkeitsbräuchen eine große Rolle. Bei all' solchen Begehungen ist der Zustand der Teilnehmer nicht gleichgültig. Das Weib steht dem Werden der Natur näher als der Mann, und weibliche und vegetabilische Fruchtbarkeit sind oft nebeneinander gestellt. Das blühende Leben eines jungen Weibes wirkt nach dem Volksglauben fördernd auf das Wachstum der Pflanzen. Deshalb sind junge weibliche Personen bei Segenshandlungen bevorzugt. Der von einer Braut gesäete Flachs gedeiht am besten. Eine Jungfrau oder junge Frau muß einem Brautpaar das Bett machen. Dann wird die Ehe glücklich. Jungfrauen haben den Vorzug vor verheirateten, weil außer ihrer Jugendblüte die Macht der Keuschheit bei solchen Segensriten als groß erachtet wird. Deshalb werden dazu oft auch Kinder verwendet. Einer Bruthenne macht man, um Glück mit den jungen Hühnchen zu haben, das Nest mit dem Stroh aus dem Bette einer keuschen Jungfrau. Ein unschuldiges Mädchen muß in den Zwölften die Bäume mit Strohseilen umwinden. In Hessen schneidet bei der Ernte ein Kind unter fünf Jahren die ersten Halme.[19])

Solcher Glaube war jedenfalls zunächst maßgebend, wenn man Jungfrauen vor den Pflug spannte. Weibliche Personen sind an einzelnen Frühjahrsbräuchen in erster Linie beteiligt. Ja, an vielen Orten hatten ehemals die Frauen und Mädchen eine eigene Fastnacht, die Weiberfastnacht oder Jungfernfasnet, die in einzelnen Resten heute noch weiterlebt. Sie besteht jetzt meistens in gemeinsamem Essen und Trinken unter strengstem Ausschluß der Männer. Nur die Gemeindebehörden sind vertreten. Andere Männer dürfen erst abends zum Tanz kommen. Die Frauen sind jetzt die Herren. In Brüssel mußte bis zum Jahre 1843 am 19. Januar jeder Hausvater, während

die Glocken läuteten, seine Frau bewirten und ihr gehorchen. Dafür wurde er abends von ihr zu Bett getragen. Solche Bräuche lassen sich nicht daraus erklären, daß an Fastnacht alles auf den Kopf gestellt sei und der Grundsatz gelte:

Spitze Schuh und Knöpflein dran,
die Frau ist Meister und nicht der Mann.

Denn sie finden nicht nur an Fastnacht statt, sondern vom Januar bis in den Frühsommer. Wenn im Münstertal dabei die Frauen maskiert waren und einen geschmückten Bock herumführten, und wenn anderswo bei dieser Zusammenkunft die Hebamme für das bevorstehende Jahr gewählt wird, so liegt es nahe, zu vermuten, daß Fruchtbarkeit zu erwirken einst ihr Hauptzweck war. Doch sind die Nachrichten aus alter Zeit so spärlich und die Bräuche heute so verblaßt, daß man über die Entstehung dieser Frauenfeste vorläufig nichts Sicheres weiß.

Bemerkenswert ist dabei, daß die Frauen unter sich festgeschlossen sind, wie wir es sehr oft unter den Männern, besonders den ledigen Burschen, finden. Die Bubenbruderschaften oder Burschenschaften halten von Zeit zu Zeit Gericht über die verschiedensten Vorfälle in ihrer Gegend. Hierher gehört das in Bayern verbreitete Haberfeldtreiben, bei dem die Burschen in rücksichtslosester und derbster Weise vorgehen gegen ein Mädchen, das sich in einer vom Volke mißbilligten Art mit einem Burschen eingelassen hat. Besonders an Fastnacht treten die Burschenschaften oft rügend und spottend auf. Heiratsfähige Mädchen und alte Jungfern müssen allerlei Spott über sich ergehen lassen. Aber auch die ganze Gemeinde wird durchgehechelt. Die Burschen kommen an den Winterabenden zusammen, beschließen, wen sie vornehmen wollen und setzen Spottverse auf. An Fastnacht fahren sie auf einem Wagen durch die Straßen, machen vor den Häusern der Betroffenen und an öffentlicher Plätzen halt, lesen die Verse vor und stellen oft die verspotteten Vorkommnisse mimisch dar. Einen Rest dieser Sitte haben wir in unseren Fastnachtszeitungen und in der an Fastnacht allgemein üblichen Freiheit des Spottens.

Auf dem Wagen, von dem herab die Burschen ihren Spott ausgießen, ist gelegentlich ein Schiff angebracht. Bekannt ist das Narrenschiff früherer Jahrhunderte, das man heute noch da und dort antrifft. Man hat diesen Schiffskarren auf den carrus navalis der Antike zurückgeführt, auf dem ein Gott des Natursegens durchs Land

zieht, und daraus Karneval abgeleitet. Dem stehen aber große Bedenken entgegen. Auffallend ist die Ähnlichkeit unseres Narrenschiffes mit dem Schiffskarren, auf dem der griechische Gott Dionysos mit seinen maskierten Begleitern jedes Jahr in Athen einzog, wobei wie bei uns an Fastnacht Spott und Scherz üblich waren. Geschichtliche Abhängigkeit ließ sich aber bei der Dürftigkeit der vorliegenden Tatsachen bisher nicht beweisen. Solche Umzüge galten vielfach der Neueröffnung des Handels im Frühjahr und sind mit den zu Beginn des Jahres häufig üblichen Segensbräuchen verbunden.[20])

Im einzelnen ist der Volksglaube in denselben Formen tätig wie immer beim Eintritt in einen neuen Zeitabschnitt. Es wird möglichst viel Lärm gemacht. Je toller die Fastnacht ist, desto besser gedeihen die Feldfrüchte. Man beschenkt sich und wünscht sich viel Glück. Die Lebensrute ist zum Teil noch in der von uns schon geschilderten Weise üblich, meist aber in die Narrenpritsche übergegangen. In eigenartiger Weise ist sie in der Stadt Hannover üblich: die Bäckerlehrlinge besuchen mit einem Stechpalmenzweig in der Hand die Kundschaft ihres Meisters und erhalten ein Trinkgeld. Knechte begießen die Mägde im Hause, die Burschen die Mädchen beim Pflugumziehen mit Wasser, die Kinder bespritzen sich gegenseitig. Beim Münchener Metzgersprung springen die Metzgerlehrlinge in einen Brunnen und bespritzen Vorbeigehende und Herumstehende. Nach dem Glauben, der zu diesen Bräuchen führte, wird die Segenswirkung, die das Wasser in der Vegetation hat, auf die besprengten Menschen übertragen. Deshalb springen im schwäbischen Munderkingen die Burschen, die sich vorher im Brunnen naß gemacht haben, unter die Menge und küssen einige Mädchen.

Man muß an Fastnacht tüchtig essen. Da um diese Zeit für den Sommer geschlachtet wird, spielt Schweinefleisch und Blutwurst eine große Rolle. Fastnachtsküchlein und Pfannenkuchen, das alte Fastnachtsessen auf dem Lande, sind jetzt auch in der Stadt üblich. Wer in Bayern an Fastnacht morgens nüchtern Schnaps trinkt, hat später beim Heumähen nicht unter den Schnaken zu leiden. In den Hof legt man vor Sonnenaufgang eine Kette, streut Hühnerfutter in den von ihr gebildeten Kreis und läßt die Hühner davon fressen; dann sind sie während des Jahres vor dem Hühnerhabicht geschützt und verlegen ihre Eier nicht. In Bayern sucht man am Fastnachtssonntag möglichst schnell mit dem Füttern des Viehes fertig zu werden,

so daß man „die Sonne noch in den Stall sperren“ kann und dadurch das ganze Jahr einen warmen Stall hat. Um dickes Kraut zu bekommen, kocht die Hausfrau mehrere Speisen, springt auf den Herd und ruft: „Häupter wie mein Kopf, Blätter wie meine Schürze, Dorsen (= Strünke) wie mein Bein“ und springt wieder herunter. In Böhmen bekommen die Mädchen dicke Waden, wenn sie am feisten (= fetten) Donnerstag, d. h. dem Donnerstag vor Fastnachtsonntag stehend Fleisch essen.

Doch sollen hier nicht weiter Glaubensäußerungen aufgezählt werden, die ähnlich am Anfang anderer Zeitabschnitte stehen. Außerdem sind die Fastnachtssitten so mannigfach, daß es im Rahmen einer Schilderung, wie sie hier gegeben werden kann, genügen muß, auf den Sinn des ganzen Festes hinzuweisen und diesen durch einzelne Bräuche zu erläutern.

Zum Schluß wird an vielen Orten die Fastnacht begraben. Dies findet meist am Dienstag oder Aschermittwoch statt. Eine Strohpuppe wird unter Nachahmung einer kirchlichen Begräbnisfeier und mit lautem Klagen getötet und begraben oder ins Wasser geworfen oder verbrannt und die Asche vergraben. Dieser Brauch ist vielfach kaum zu scheiden vom Todaustragen, vom Verbrennen, Totschlagen, Enthaupten oder Zersägen einer den Winter darstellenden Puppe, womit man den schädlichen Wintergeist, der die Fruchtbarkeit verhindert, beseitigen will. Bekannt ist dieser Brauch durch das Sechseläuten in Zürich am ersten Montag nach Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Von diesem Tag an wird zum ersten Male wieder um 6 Uhr Feierabend geläutet, daher der Name. Hoffmann-Krayer, der erfolgreiche Förderer der schweizerischen Volkskunde, beschreibt das Fest wie folgt[21]: „An diesem Tage ziehen vormittags weißgekleidete Mädchen mit Maibäumchen oder Kränzen, an denen Glöcklein und ehedem ausgeblasene Eier hingen (Symbole des siegenden Sommers), herum. Diese „Mareieli“ singen ein Mailied und lassen dabei das Glöcklein erklingen, worauf man ihnen eine Gabe in einem angezündeten Papierwickel aus den Fenstern zuwarf. Ebenfalls am Vormittag werden von den Knaben der verschiedenen Quartiere den Winter vorstellende Strohpuppen, (Bööggen, d. h. Popanz), in unserer Zeit nur eine, zur Schau durch die Stadt geführt. Die Bürgerschaft versammelt sich auf ihren Zunftstuben zum Festmahle und überläßt sich dort der Fröhlichkeit bis spät. Es ist Übung, daß nach ange-

brochener Nacht die Zünfte einander besuchen, wobei Reden, meist politischen Inhalts, gewechselt werden. Mit dem Schlag 6 Uhr werden die Reisighaufen, in deren Mitte die erwähnten Strohpuppen an Stangen aufgepflanzt sind, in Brand gesteckt, ein Moment, der sich zum festlichen Stelldichein der sämtlichen Zünfte herangebildet hat. Wenn der „Böög" nicht oben an der Stange verbrennt, sondern vorher ins Feuer stürzt, so schließt man auf nochmalige Rückkehr der Kälte. In neuerer Zeit, wo die eben genannten wesentlichen Bestandteile des Sechseläutens immer mehr zurücktreten, ist ein Beiwerk, die bald ernsten, bald karnevalähnlichen Festzüge, die seit 1830 von den Zünften veranstaltet werden, zur Hauptsache geworden."

Mit dem Töten der Strohpuppe ist der Brauch aber vielerorts noch nicht beendet. Man nimmt die Asche der verbrannten Puppe und streut sie aufs Feld; Strohhalme oder Kleiderfetzen der Puppe werden zu allerlei Segensriten verwendet. Ja, die Puppe wird oft wieder zum Leben erweckt und als neubelebter Geist des Wachstums durch das Dorf geführt. Man will diesen also nur töten, damit er nicht an Altersschwäche sterbe, will sich aber seine Kraft weiter nutzbar machen und ruft ihn darum wieder ins Leben zurück oder ersetzt ihn durch einen neuen. Verwandtes Denken finden wir bei der abergläubischen Verwendung von Leichenteilen eines Hingerichteten, Erhängten oder der sonst eines gewaltsamen Todes Gestorbenen. Die Lebenskraft solcher Menschen ist nicht durch eine Krankheit hingeschwunden, sondern steckt noch im Blut, in den Fingernägeln, Haaren oder anderen Teilen der Leiche, und ist besonders wirkungsvoll übertragbar, wenn man sie gleich nach dem Tode wegnimmt, womöglich während der Körper noch warm ist. Bei Menschen- und Tieropfern riß man früher dem Geopferten, während es noch lebte oder wenigstens noch warm war, das Herz aus, um sich seine Lebenskraft zugute kommen zu lassen.

Damit sind wir zu Bräuchen gekommen, die nicht auf Fastnacht beschränkt bleiben, sondern öfters, besonders am Sonntag Lätare, üblich sind. Die Puppe, die getötet wird, hat meist das Aussehen einer alten Frau. Wir trafen den Brauch an Dreikönig, wo die Alte, die erschlagen wird, in der Salzburger Gegend Zuselweib heißt, und vor allem bei den Fastnachtsfeuern. Das Töten des altgewordenen Wachstumsgeistes und seine Wiederbelebung oder das Gewinnen eines neuen sind oft getrennt gefeiert, und wenn sie verbunden sind, geschieht es

in der verschiedensten Weise. Wo der Glaube um einen Ausweg verlegen ist, verkleidet einer der Burschen sich als Arzt, untersucht die erschlagene Alte und erklärt sie wieder für lebendig. Oft wird auch ein anderer Wachstumsgeist geholt. Der Volksglaube kümmert sich aber meist gar nicht um die Frage, ob der alte Wachstumsgeist neu erstanden oder ein neuer an seine Stelle getreten sei; wenn nur einer da ist. Deshalb singen die Kinder:

Wir alle, wir alle kommen h'raus
und tragen heut den Tod hinaus.
Komm Frühling wieder mit uns ins Dorf!
Willkommen lieber Frühling.

c) Lätare.

Beim Koblenzer Martinsfest trafen wir Kämpfe zwischen Sommer und Winter. Diese finden wir am Sonntag Lätare sehr häufig, vor allem in der Pfalz.[22]) Der Winter ist durch einen in Stroh, der Sommer durch einen in Efeu gekleideten Knaben dargestellt. Sie kämpfen miteinander, wobei der Sommer immer siegen muß. Der Sieger hält feierlich seinen Einzug ins Dorf oder in die Stadt, begleitet von einer großen Kinderschar, die buntverzierte, mit Eiern und Bretzeln behangene Sommertagsstecken in der Hand hat. An mehreren Orten der Pfalz sind diese Feste noch erhalten oder neu belebt. Die Kämpfe sind meist weggeblieben, aber die Holzsäbel der Knaben und die beim Umzug gesungenen Verse zeugen noch dafür. Der alte Ritus ist zum frohen Kinderfest geworden. Die Knaben, welche den Sommer und Winter darstellen, ragen empor über die bunte Kinderschar. In Mühlbach (a. Glan) singen die Kinder:

Ri ra ro!
De Summerdag isch do!
Die Veilcher und die Blumer,
die gewen e warme Summer.
Wichsel, wechsel, zeig mer's Kätzel!
Uff de griene Wiese
kummt de Summer geschlieche.
Merr hören die Pann krache,
die werrn uns ebbes backe.
Eier eraus, Eier eraus!
De Fuchs schluppt ins Hihnerhaus
un trinkt die beschde Eier aus.
Jetzt gehn merr in de Scheier
un holen uns die Eier.
Raus, raus, raus!
De Fuchs geht ins Hihnerhaus.

Der bunte Sommertagstecken bringt dieselbe Wirkung hervor wie anderswo ein immergrüner Zweig oder das Ästchen einer frischgrünenden Birke, wie die Lebensrute, die wir öfters trafen. Man bringt damit den neuerstehenden Frühling ins Dorf und womöglich jedem einzelnen in sein Heim (Abb. 13).



Abb. 13. Sommertag in Heidelberg.

d) Palmsonntag.

Denselben Sinn haben die Palmsonntagsbräuche. Nur gibt hier die katholische Kirche noch ihre Weihe dazu. Aber auch von Andersgläubigen werden Palmen angewandt. Schon mehrere Tage vor Palmsonntag holt man im Walde eine schlanke Tanne, schält sie ganz oder teilweise, so daß die Rinde bandartig gewunden stehen bleibt und weiße und dunkle Streifen nebeneinander liegen. Dann wird der Baum reich verziert mit Reißig, Buchs, Äpfeln, Eiern und buntem Schmuck (Abb. 14). Der Sohn des Hauses trägt ihn am Sonntag zur Kirche. Die stattliche Reihe der hohen Palmen, die an der Kirchenwand am Altare stehen, wird vom Priester geweiht und nachher am Hause oder meist im Garten aufgestellt. Anderswo wieder nimmt man nur niedrige Tannenbäumchen als Palmen, läßt die oberen Äste stehen, schmückt die Palme ähnlich wie die eben beschriebenen und nagelt nach der Weihe die Krone an die Stalltür, wo sie bis zum nächsten Palmsonntag bleibt. In Oldenburg holt man einen Weiden- oder Haselnußstrauch als Palme. Daneben nimmt an vielen Orten fast jeder Kirchenbesucher eine kleine Palme mit sich. Dies ist bisweilen ein Zweig vom Sewebaum oder ein Weidenzweig mit Kätzchen daran. In Holland gleichen die Palmen unseren Sommertagsstecken (Abb. 15). Die Kinder machen damit einen Umzug wie bei uns am Sonntag Lätare und bekommen Geschenke, besonders Küchlein. Dort ist, was bei uns nur noch vereinzelt in Norddeutschland vorkommt, Gebäck in den Palmen angebracht, besonders Hähne und



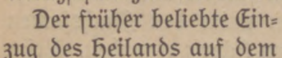
Abb. 14. Palmen aus der Schweiz.

Schwäne, aber auch Brotkränze und Leckereien. Einen Teil davon essen die Kinder nach dem Umzug. Das Brot wird am folgenden Tag zu einem Brei verwendet, dem man große Kraft für die Kinder zuschreibt. Bei uns ißt jedes Familienmitglied ein Kätzchen der geweihten Palme, um während des Jahres vor Fieber und anderen Übeln bewahrt zu sein. Auch dem Vieh gibt man davon. In einigen Orten der bayrischen Oberpfalz bleibt der Hausherr nüchtern, bis



Abb. 15. Palmen aus Holland.

die Leute mit den Palmen aus der Kirche kommen. Dann nimmt er drei Kätzchen von den geweihten Palmen und verschluckt sie. Das bringt Gesundheit ins Haus. Teile der geweihten Palme werden am Kruzifix, am Spiegel oder an Heiligenbildern angebracht, andere im Stall, im Speicher und Rauchfang. Dort schützen sie vor Gewitter, Hagel und Krankheit. In den Acker gesteckt, sind sie gut für das Gedeihen der Früchte. In Böhmen schlägt man sich gegenseitig mit Palmzweigen auf den Rücken, damit man nicht faul werde und keine Kreuzschmerzen bekomme.



Der früher beliebte Einzug des Heilands auf dem Esel wird jetzt kaum mehr dargestellt. Palmesel ist heute ein Ulkname für diejenigen, welche am Palmsonntag zuletzt aufstehen, mit ihrer Palme zuletzt in die Kirche kommen und sonst säumig sind.

e) Ostern.

Ahî nu kumet uns diu zit es gruonet wol diu linde breit,
der kleinen vogelline sanc, zergangen is der winter lanc.

Nach der trüben, mit viel Aberglauben erfüllten Zeit der Karwoche wirkt **Ostern** wie eine Befreiung auf das Gemüt des Menschen. Mag auch der Winter ab und zu noch drohen, so steht doch der Sieg des Frühlings immer sicherer in Aussicht:

„Die Sonne duldet kein Weißes.
Überall regt sich Bildung und Streben,
alles will sie mit Farben beleben."

Die Menschen sehnen sich hinaus in die grüne Flur. „Jeder sonnt sich heute so gern." Wie in der Pflanzenwelt, treibt neues Leben

auch im Menschenblut. Manche Völker haben zum Ausdruck dieses Gefühles einen Gott, der in der Jugendblüte gestorben war, auferstehen lassen und jubeln ihm zu als einem Spender neuen Lebens. Auch die christliche Auferstehung des Heilandes ist in sinniger Weise mit dem Neuerwachen alles Lebens verbunden.

Ostern ist für uns nicht denkbar ohne Ostereier.[23]) Das Ei sieht aus wie ein lebloses Ding und hält doch ein Lebewesen in sich verborgen. Wenn es Leben spenden kann, muß es ganz besondere Lebenskraft enthalten. Wie man bei immergrünen Pflanzen den großen Lebenstrieb auf Menschen, Tiere und Pflanzen überträgt, so kann man das noch viel eigentlicher beim Ei. Wer das Ei ißt, hat seine Kraft in sich. Eier, die beim Wiedererwachen alles Lebens, im Frühjahr gelegt sind, haben ganz besondere Kraft. Große Zauberwirkung schreibt das Volk den am Gründonnerstag und Karfreitag gelegten Eiern zu. Man schenkt sich gegenseitig Eier. Jedes Familienmitglied soll essen, soviel es will. Manchmal ist es Sitte, sie nüchtern zu essen oder vor dem Mittagessen. Bevorzugt werden geweihte Eier. Vom Genuß der Eier verspricht man sich Segen jeder Art für das ganze Jahr. Die junge Frau muß an ihrem Hochzeitstag ein Ei essen oder bekommt eines ins Kleid gesteckt. Das Schenken der Eier ist mit dem Schlag der Lebensrute verbunden. Auch die Saaten fördert man durch Eierzauber. Die Schalen der Ostereier werden unter den Flachssamen gemischt. Ein Ei wird im Frühjahr in den Acker vergraben. Beim ersten Pflügen läßt man den Pflug über ein Ei gehen. Der Pflüger muß bei der ersten Tätigkeit auf dem Acker ein Ei oder einen Eierkuchen essen. Mit der Segenswirkung des Eis können manche Kinderspiele in Verbindung stehen: Kinder lassen die Eier einen Abhang hinabrollen oder werfen sie auf einer Wiese in die Höhe oder über einen Baum weg. Es läßt sich leicht denken, daß ein alter Segensritus für das Wachstum hier zum Kinderspiel geworden ist. Weit bekannt ist das Aneinanderschlagen der Eier. Zerbricht dabei ein Ei, so gehört es dem Gegner, dessen Ei ganz geblieben ist. Ein von größeren Burschen ausgeübter Wettkampf ist das Eierlesen. Eine große Anzahl Eier, meist 100—200 werden der Reihe nach hingelegt. Ein Bursche liest sie auf und wirft sie in eine Getreideschwinge, in die Schürze eines Mädchens oder in einen Korb. Währenddessen läuft ein anderer eine vorher bestimmte Strecke und holt zum Beweise dafür, daß er am Ziele war, von dort eine Fahne, einen Zweig oder sonst ein Zeichen.

Wer seine Aufgabe zuerst beendet hat, wird als Sieger gefeiert. Die Eier werden nach dem Wettlaufen gemeinsam verzehrt.

Alles Lebensvolle kann mithelfen gegen Krankheit oder Übel irgendwelcher Art, die das Leben gefährden. Deshalb hilft das Ei gegen allerlei Krankheiten. Bei Neubauten werden Eier in die Häuser eingebaut, unter die Schwelle oder einen Dachbalken gelegt, um das Haus gegen Hexen zu sichern. Wird ein Ei im Stall vergraben, so ist das Vieh gegen Verhexung gefeit. Kurz, das Ei kann Unglück jeder Art abwenden.

Noch nicht aufgeklärt ist der Kinderglaube, nach dem der Osterhase die Eier legt. Die verschiedensten Ansichten sind geäußert. Zurückzuweisen sind vor allem die Deutungen, die den Osterhasen als heiliges Tier einer Ostergottheit erklären. Die Ostereier sind für die Kinder etwas Besonderes und dürfen nicht wie gewöhnliche Eier von Hühnern gelegt sein. Um die Osterzeit treibt sich oft eine größere Zahl Hasen, die gerade Schonzeit haben und draußen noch nicht viel zu fressen finden, in der Nähe der um das Dorf liegenden Gärten herum. Da es für diese Zeit kein mythologisches Wesen gibt, von dem die Eier stammen könnten, nennt man den Kindern den Hasen als ihren Spender.

Andere Segensbräuche an Ostern sind uns von früheren Festen her bekannt. Da wäre zunächst wieder der Schlag mit der Lebensrute zu nennen, der besonders im östlichen Deutschland weit verbreitet ist. Man nennt die Sitte dort Schmackostern. Die Schmackoster ist eine neunfach zusammengebundene Rute aus Weidenholz, die mit bunten Bändern verziert ist. Besonders die weiblichen Personen werden damit geschlagen. Daß der Rute, mit der die Kinder schmackostern gehen, höhere Weihe zugeschrieben wird, zeigt eine Sitte aus Gilgenburg. Dort berührt man die Rute nicht mit den bloßen Händen, sondern wie heilige Gegenstände mit einem Tuch, wenn man sie einem Kind aus der Hand nimmt, bewahrt sie auf und benutzt sie, wenn das Vieh zum ersten Mal ausgetrieben wird.

Mit dem Schmackostern verbunden und bisweilen so genannt ist das Bespritzen mit Wasser. Am Ostersonntag bespritzen die Burschen die Mädchen, und am Dienstag geht's umgekehrt. Für das Bespritzen bekommt man Geschenke wie für das Schmackostern. Wasser ist an Ostern überhaupt heilsam. Wenn am Karsamstag die Glocken, die über die Trauertage stumm sind, wieder läuten, gehen die Leute schnell

an ein fließendes Wasser und waschen sich darin die Hände. Dann bekommen sie während des Jahres keine Warzen. Anderswo holt man das Wasser nachts und trinkt es, um gesund zu bleiben und schön zu werden. Dieselbe Wirkung wird in katholischen Gegenden dem am Karsamstag vom Priester geweihten Wasser und dem Tau zugeschrieben. Heilsam soll es sein, sich vor Sonnenaufgang nackt im Ostertau zu wälzen. Die Hand, mit der man an Ostern über betautes Gras fährt, ist heilkräftig.

Neben dem Wasser hat das Feuer heilsame Wirkung. Man errichtet ähnliche Feuer auf den Höhen, wie wir sie am Funkensonntag getroffen haben. Unter Lärmen und Schießen wird das Feuer angebrannt, man springt darüber, tanzt drum herum, schreibt ihm Fruchtbarkeit fördernde und übelabwehrende Kraft zu, verbrennt eine Puppe darin, die man durch Einfluß kirchlicher Anschauungen Judas nennt. Der Judas wird in der Karwoche auch in anderer Form beseitigt. In Schlesien wurde früher am Mittwoch der mit einer roten Weste angetane Meßner von den Knaben unter großem Lärm zur Kirche hinausgejagt. Oder ein Knabe spielte den Judas. Er wurde vors Dorf hinaus verfolgt und dort durchgeprügelt. Der verständnisvolle Förderer alter Volksbräuche, Herr Pfarrer R. Reichhardt in Rotta beschreibt die Osterfeuer, die er in seiner Jugend am Südharz selbst mitgemacht hat, folgendermaßen: „Als gäbe es eine Arbeit von höchster Wichtigkeit zu verrichten, so mühten wir Kinder uns ab, nach dem Nachmittagsgottesdienste am ersten Ostertage mit dem Rufe: „Die Kirche ist aus, gebt's Osterholz 'raus“ in allen Häusern Holz- und Strohreste, altes Gerümpel, Besen und Teertonnen zusammenzutragen, und auch der längst vergessene Weihnachtsbaum sollte sein einst so glanzvolles Dasein auf dem Scheiterhaufen beschließen. Wehe, wer etwa Miene gemacht hätte, uns den schuldigen Tribut beim Sammeln zu versagen; ein Spottlied hätte ihm seine Pflichtversäumnis klargemacht! Am Abend ging's auf den naheliegenden Berg. Der Holzstoß war schon aufgeschichtet, bald schlugen die Flammen züngelnd an ihm empor, und eine dicke Rauchwolke schob sich hinab ins Tal. Nun entzündeten wir unsere schon tagelang vorher verfertigten Pechfackeln an langen Stangen in der Glut und führten einen Reigen auf, wobei die Fackeln in der Luft im Kreise gedreht wurden. Bald erschienen auch die Nachbarfeuer anderer Gemeinden auf den Höhen, und so entstand das mir unvergeßliche Schauspiel einer ganzen Kette von Feuern, die von den Fackellichtern

wie von unzähligen Glühwürmchen umschwärmt wurden. Brannte aber das Osterfeuer zu Ende, dann versäumte unser altgläubiger Vater nicht, einen angekohlten Pfahl mit nach Hause zu nehmen und in das Trinkgefäß der Tiere im Stall zu stellen, um sie gesund zu erhalten. Die Asche aber wurde allenthalben auf die Saatfelder gestreut, um deren Wachstum zu befördern."

Am Karsamstag morgen weiht die katholische Kirche Feuer. Jedenfalls ist dieser Brauch entstanden im Anschluß an die schon vor Einführung des Christentums um die Osterzeit üblichen Feuer. Denn in Rom kannte man den Brauch noch nicht, als er bei uns längst üblich war. Dem Karsamstagfeuer wird ähnliche Wirkung zugeschrieben wie dem nicht kirchlichen Osterfeuer. Man nennt es ebenfalls Judasverbrennen. Beide Feuer wurden früher durch Reibung von Holz oder Feuerstein oder durch ein Brennglas entzündet. Man wollte dadurch ein von menschlicher Berührung nicht beflecktes, heiliges Feuer hervorbringen. Das Karsamstagfeuer wird vor der Kirche, meist auf dem alten Friedhof abgebrannt. Man verbrennt in ihm allerlei nicht mehr zu gebrauchende geweihte Gegenstände wie alte Kreuze, Holzfiguren, alte kirchliche Gewänder, um sie nicht unheiligem Gebrauche preiszugeben. Ferner bringen die Knaben alte Beilstiele oder sonst Holzstücke mit, lassen sie im Feuer ankohlen und legen sie nachher auf den Speicher oder in den Stall zum Schutze gegen Gewitter und Hexen. Osterkohlen trägt man bei sich, um gegen alles Böse gefeit zu sein. Mancherorts, wie in Bayern, wird das im Osterfeuer angekohlte Holz in kleine Späne zerschnitten. Daraus werden Kreuzchen gefertigt, die man neben Palmenzweigen in die Äcker steckt. Diese besprengt man dann mit Osterweihwasser und betet für das Gedeihen der Früchte.

Viele Segensriten an Ostern und den letzten Tagen der Karwoche entspringen demselben Denken, wie wir es schon öfters beim Anfang eines neuen Zeitabschnittes, besonders im Frühling gefunden haben, nehmen aber zum Teil wieder eigene Formen an. Zum Gedeihen der Saaten werden Umgänge oder Umritte um die Felder gemacht. In der Lausitz bekommen die „Saatreiter" Kuchen und Getränke geschenkt. Am Ostersonntag früh geht man mehrfach ins Feld hinaus und singt Osterlieder. Dies nennt man ums Korn singen. Die Liven gehen an Ostern hinaus, „um die Vögel zu wecken" und stecken dabei Fichten auf die Dünen und geben den Mädchen Ruten aus den Zäunen. Auf dem Felde wird getanzt. Bisweilen wird der Flurgang von den Mäd-

chen allein ausgeführt. Die Burschen läuten währenddessen die Kirchenglocken. Schließlich hat sich der Segensritus verbunden mit der Sehnsucht des Menschen, am Auferstehungstag ins Freie zu gehen, und man denkt beim Osterspaziergang nicht mehr an seinen Ursprung.

Mit den Flurumgängen ist an vielen Orten ein Wettreiten oder Wettrennen verbunden. Der Sieger heißt bisweilen König. Dem Wettlauf folgt ein Umzug durchs Dorf.

Die Menschen suchen die heilvolle Wirkung der Ostertage auch für sich auszunutzen: man rupft beim Osterspaziergang etwas von der jungen Saat ab, legt es ins Bettstroh und gibt dem Vieh davon zu fressen. Besonders deutlich ist der früher jungen Ehemännern zugedachte Segen in Elende (Eichsfeld). Sie wurden „in die Knospen getrieben", versteckten sich im Walde, wurden unter Peitschenknallen und Trommelschlag von den Burschen aufgesucht und mußten einige Knospen essen.

Die Sitte, an Ostern oder Palmsonntag neue Kleider anzuziehen, ist ebenfalls mit dem Volksglauben verbunden. Wenn die ganze Natur sich erneut, darf der Mensch nicht in alter Kleidung kommen, sonst erhält er z. B. in der Schweiz den Spottnamen Osterkälbli. Auch hier unterstützt man den Anfang durch ein Geschenk. Es ist heute noch vielerorts Sitte, daß Kinder, wenn sie neue Kleider anhaben, zu den Großeltern und Paten gehen und dort ein Geldstück, womöglich ein neues, bekommen.

f) Georgi. Walpurgisnacht. Mai. Pfingsten.

In liechter varwe stat der walt,
der vogele schal nu doenet.
Diu wunne ist worden manicvalt.
Des meien tugent kroenet
senede liebe: wer waer alt,
da sich diu zit so schoenet?
Her Meie, iu ist der bris gezalt,
der winter si gehoenet.

Die Zeit von Lichtmeß bis Ende April, in der Winter und Sommer um die Herrschaft kämpfen, gilt dem Volk oft als eine Art Vorfrühling. Der eigentliche Frühling beginnt erst mit dem Mai oder kurz vorher. Vor allem in slawischen Ländern und im östlichen Deutschland gilt der **Georgstag**, der 23. April, als Frühjahrsanfang. Der Maibaum wird bei den Slowenen als „grüner Georg" herumgeführt und ins Wasser geworfen. Umritte mit Pferden sind in Bayern an diesem Tage häufig. In ähnlicher Art wie anderswo am Leonhardstag werden die Pferde gesegnet (Abb. 16). Im Unterinntal macht man an Georgi Umzüge um die Fluren, legt Palmbüschel und kleine Kreuze auf die Äcker. Knaben springen mit Glocken und unter vielem Lärmen über die



Abb. 16. Georgiritt aus Oberbayern.

Felder, um das Gras auszuläuten. „Wohin die Grasausläuter kommen, da wächst das Gras gut, und das Getreide bringt reiche Frucht", sagt dort der Bauer und bewirtet deshalb zum Dank die Knaben.

Frühere Lärmumzüge schienen hauptsächlich böse Geister vertreiben zu wollen. Hier tritt ein anderer Zweck des Lärmens deutlich hervor: man will die guten Geister des Wachstums wecken. Beide Absichten bestehen nebeneinander. Es ist aber leicht begreiflich, daß an einem späteren Frühlingstag wie Georgi, wo alles schon sproßt, die zweite ausgesprochener hervortritt. Doch ist eine Scheidung meist schwer zu machen. Schon durch manche Fastnachtsbräuche werden nach Ansicht der Bauern die Saaten geweckt. Gerade die Schellen und Glocken, die wir bei vielen Fastnachtsgestalten treffen, scheinen oft dazu bestimmt zu sein.

Aus solchen Gedanken heraus ist begreiflich, warum manche Zauberhandlungen schweigend vorgenommen werden müssen. Man könnte dabei sonst allerlei ungewollte Geister „aufschreien". Man badet am Karfreitag schweigend in einem nach Osten fließenden Wasser, um vor der fallenden Sucht bewahrt zu bleiben. Den Maien, der am Karfreitag in Schlesien über der Stalltür befestigt wird, muß man schweigend vor Sonnenaufgang schneiden. Schweigend geht eine weibliche Person am 1. Mai in eine Wiese, streift den Tau von den Grä-



Abb. 17. Hexen aus Schmalkalden.

sern und bestreicht damit die Kühe, um sie vor Krankheit zu behüten. Schweigen ist geboten, wenn man am Johannistag neunerlei Kraut sammelt, das vor Krankheit schützen soll.

Während im Osten der heilige Georg, der in der Legende durch den Kampf mit dem Drachen bekannt ist und infolge seines Sieges auch zur Abwehr anderer Übel angerufen wird, große Verehrung genießt und viele Frühlingsbräuche auf seinen Tag fallen, wird im übrigen Deutschland Georgi wenig gefeiert. Im allgemeinen haben die Maisitten den Georgstag ganz zurücktreten lassen. Aber bevor am 1. Mai der Sieg des Frühlings endgültig entschieden ist, suchen sich in der vorausgehenden Walpurgisnacht die Hexen noch einmal mit aller Macht zu betätigen. Diese Hexennacht ist darum auch die bekannteste. Sie geht wohl auf ein altheidnisches Frühjahrsfest zurück, das vielleicht ganz anderer Art, möglicherweise sogar heiter war, aber unter christlichem Einfluß umgedeutet wurde als wüstes Treiben heidnischer Unholde und Hexen. Die Abwehrmittel gegen Hexen sind sehr zahlreich. In Schmalkalden in Thüringen verfolgen die Walpermännchen kleine Mädchen, die sich als „Hexen“ kleiden. Sie tragen eine Papiermütze auf dem Kopf und manchmal einen Stecken in der Hand (Abb. 17).

In Flurnamen ist bisweilen noch eine Erinnerung erhalten an die Plätze, an denen dieses Hexentreiben sich abspielte. Wir trafen an Fastnacht eine ähnliche Vertreibung der Hexen aus Sonthofen (s. o. S. 40). In Schmalkalden ist der Analogiezauber, der dort von Burschen ausgeführt wurde, zum Kinderspiel geworden. Ebenso ist es im Südharz, wo Knaben auf Steckenpferden den Hexen bis an die Flurgrenzen entgegenreiten. Lärmmachen ist auch an Walpurgisnacht das verbreitetste Mittel gegen böse Geister. Gleich nach Sonnenuntergang beginnen die Burschen damit. In Böhmen schlägt man vor den Häusern Bretter auf dem Boden auf und sagt dabei: „Hex geh raus, 's brennt dei Haus.“ Wer dort in dieser Nacht einen Pistolenschuß hört, der soll sagen: „Schieß mei Hex a mit!“ In Lippe nennt man das Lärmen Maiklappen. Es findet vor allem vor den Häusern kinderloser Ehepaare statt, weil man dort die Förderung des Segens für nötig hält. In Bayern glaubt man, daß keine Hexe schaden könne, soweit der Knall des „Hexenpleschens“ gehe.

Auf den Feldern brennt man Feuer ab. Vor die Stalltüren werden Eggen mit den Spitzen nach oben gestellt. In dem lippischen Dorfe Stemmen holen die Burschen die Ziegen und Böcke aus den Ställen und sperren sie irgendwo zusammen. Wahrscheinlich hat man sich früher dabei gedacht, daß die Hexen, die nach bekannter Volksanschauung auf Böcken reiten und in Ziegen hausen, diese in ihrem Stall suchen, aber durch die Entführung nicht finden. An manchen Orten verbirgt man den Hexen die Besen, auf denen sie nach ihrem Versammlungsort reiten, der seit dem 17. Jahrhundert hauptsächlich der Brocken ist. Kinderstrümpfe werden kreuzweise vors Bett gelegt, damit die Hexen den Kleinen nicht schaden. Die Stalltüren werden bekreuzt, auf den Hof stellt man übelabwehrende Kräuter. Vermummungen beim Hexenaustreiben sind jetzt an Walpurgistag selten, waren aber früher weit verbreitet.

An manchen Orten werden die Abwehrmaßregeln der Walpurgisnacht vor Pfingsten ausgeführt. In der bayrischen Oberpfalz schießen die Bauern am Pfingstsonntag früh vor Sonnenaufgang mit scharfgeladenen Büchsen über die Äcker gegen den Bilmetsschneider, einen Unhold, der den Früchten schadet und besonders an Pfingsten erscheint. In Brandenburg knallen am Pfingstsamstag die Pferdejungen mit den Peitschen. Das christliche Fest hat überhaupt viele Bräuche an sich gezogen, die sonst am 1. Mai üblich sind. Pfingstsitten und Mai-

bräuche sind deshalb gleich. Auch an Christi Himmelfahrt und am Fronleichnamstag sind Maibräuche üblich.

Im Volksbrauch gilt, was das Lied singt: alles neu macht der Mai. Wir treffen deshalb ähnliche Übergangs- und Anfangsbräuche wie schon oft. In der bayrischen Oberpfalz wird ein fetter Eierkuchen verzehrt, von dem jeder Hausgenosse ein Stück erhält. Anderswo kennt man die Maibutter, die am 1. Mai ausgerührt und mit grünen Kräutern nach dem Mittagessen genossen wird. Die Butter soll man in der Mainacht ganz nackt um Mitternacht ausrühren; dann gibt es das ganze Jahr viel. Die Felder werden durch Umzüge gesegnet, eine Sitte, die schon sehr früh die Kirche übernommen hat. Trotzdem haben Umritte und Umzüge des Volkes bis in unsere Tage sich nebenher erhalten. Im allgemeinen haben die Maibräuche wenige der ernsten Farben, die wir bisher bei Festen oft beobachtet haben. Man merkt, daß der Sieg des Lebens als gesichert gilt.

> Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
> man weiß nicht, was noch werden mag,
> das Blühen will nicht enden.

Die Schönheit und Blüte in Feld und Wald überträgt man auf den Menschen. Die Mädchen waschen sich das Gesicht im Maitau. In Form eines Kranzes, blühender Blumen, eines Zweiges oder Baumes bringt man den Segen von draußen ins Dorf und in die Stadt, und zwar in jedes einzelne Haus und für die ganze Gemeinde zusammen. Vielerorts geschieht das durch Kinder, die mit grünen Zweigen in der Hand von Haus zu Haus ziehen und für ihren Segen Gaben bekommen. Anderswo tragen die Kinder ein Birkenbäumchen, das mit Eierschalen und bunten Bändern geziert ist. Burschen stecken ihren Mädchen buntgeschmückte Maien an die Tür, ans Fenster, vors Haus, der Küchenmagd auf den Brunnen, der Stallmagd auf den Misthaufen. Die Mädchen sind sehr stolz, wenn für sie am 1. Mai ein schön geschmücktes Tännlein dasteht. An manchen Orten erwartet jedes unbescholtene Mädchen diese Ehre. Um einem Mädchen seine Verachtung auszusprechen, setzt man ihm einen Schandmaien: es wird ihm ein dürres Reisigbündel oder ein häßlicher Strohmann aufs Dach oder vors Haus gestellt.

Der Maibaum für das ganze Dorf ist viel größer als die einzelnen Leuten zugedachten Maien. Die Burschen holen eine hohe Tanne oder bisweilen eine Birke, wie am Funkensonntag und Palmsonntag. Der

Palmbaum hat an vielen Orten große Ähnlichkeit mit dem Maien. Die Rinde wird abgeschält, denn bei dem Ungeziefer, das darunter nistet, könnten sich auch böse Geister verbergen. Bei Hans Sachs entwickelt sich in dem Fastnachtsspiel „Der Teufel mit dem alten Weib“ zwischen den beiden folgendes Gespräch: Das alte Weib fragt den Teufel:

„Warumb schelst du den Stab vor mir?“,

worauf der Teufel erwidert:

Wann der Stab ungeschelet wär,
so möchst du zu mir kriechen her
zwischen dem Holtze und der Rinden
und mich alßdann fahen und binden;
dann solcher alter Weyber drey
fiengen im Feld den Teüffel frey.

Der oberste Teil des Wipfels bleibt meist stehen. Bisweilen stellt man auf die Spitze einen Hahn oder eine Fahne. Der geschälte Stamm ist reich geschmückt mit Kranzgewinde, bunten Bändern und oft einer langen Reihe von Bildern und Gegenständen. Da sieht man Pflug, Wagen, Rechen, Heugabeln, Dreschflegel und Sense, Handwerksgeräte, ein Haus oder eine Kirche, Mann und Frau, Bilder Christi und die für ihn gebrauchten Marterwerkzeuge (Abb. 18).

Um den geschmückten Maibaum wird getanzt. In neuerer Zeit ist der Tanz allerdings meist in die Wirtshäuser verlegt.

Einen Maien errichtet man in gleicher Gestalt auch bei anderer Gelegenheit, einem jungen Ehepaar als Segenswunsch, wenn ein neues Haus aufgerichtet ist, einem neugewählten Bürgermeister, wenn ein neuer Gastwirt seinen Betrieb eröffnet. Deutlich ausgesprochen ist die beabsichtigte Segenswirkung des Maien, der jungen Eheleuten am Hochzeitstage gesetzt und nach der Geburt des ersten Kindes in aller Stille entfernt wird. Der Segen kann auf

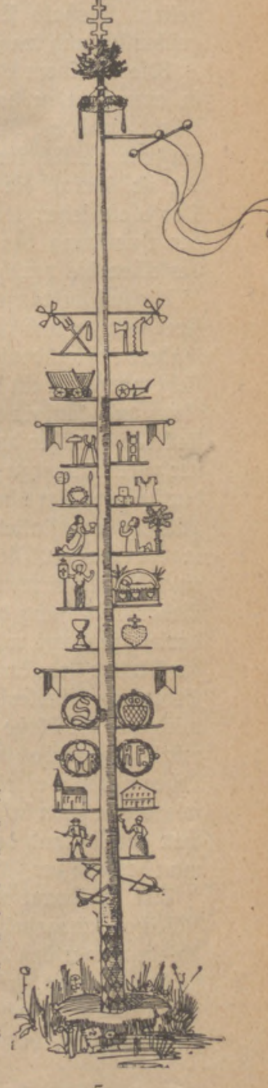
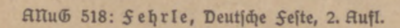


Abb. 18. Maibaum aus Ellbach.



alle Tätigkeiten des Lebens bezogen werden, auch dem Vaterlande gelten. Deshalb sind in Bayern Maibäume mit den Landesfarben geschmückt und tragen Segenswünsche für das Land und die Gemeinde.

Wie in einem Baum, Zweig oder in Blumen ist der Maisegen oft in einer Person dargestellt. Sie wird, mit Laub umhüllt oder bekränzt durch die Straßen geführt, genau wie die Maien. Bisweilen versteckt sie sich im Walde, wird aufgesucht und ins Dorf gebracht. Sie ist überall die deutliche Verkörperung des Natursegens, der im Dorfe einziehen soll. Die Gestalt hat je nach ihrer Entstehung und der Ausübung des Brauches und dem Hervorheben einzelner Teile desselben die verschiedensten Namen.

Vielfach bekränzen die mit Blumen geschmückten Mädchen eine ihrer Freundinnen und führen sie im Dorf herum. Dies Mädchen heißt, besonders in Norddeutschland, Maibraut oder Pfingstbraut. Neben ihm steht manchmal ein Bräutigam. Das Paar wird auch Mai- oder Pfingstkönig und -königin oder Maigraf und -gräfin genannt. In Sachsen versteckte sich früher das Brautpaar außerhalb des Dorfes. Die Einwohner zogen aus, es zu suchen, und führten es in feierlichem Zuge mit Musik durchs Dorf. Am Abend war Tanz. Bisweilen wird ein regelrechter Hochzeitszug veranstaltet. Vereinzelt sind noch Spuren eines ehemaligen Beilagers erhalten. Diese Begehungen sind zurückzuführen auf das Nebeneinanderstellen menschlicher und vegetabilischer Fruchtbarkeit. Durch Liebesverbindung der Menschen wird auch die Erde zu neuer Fruchtbarkeit angeregt, wie umgekehrt das Volk alles Leben des Menschen aus der Mutter Erde kommen läßt. Aus ihr kommen die Kinder, die vor der Geburt im Kindlesbrunnen oder unter einem Baum leben, der Kranke wird auf die bloße Erde gelegt, um neue Kraft zu bekommen, in den mütterlichen Schoß der Erde legen wir unsere Toten, auf daß sie zu neuem Leben geboren werden. Neben solchem Glauben spielen Gedanken mit, wie wir sie schon besprochen haben, daß nämlich bei Fruchtbarkeitsbräuchen der Zustand des Handelnden wesentlich sei für die Wirkung und man deshalb zur Förderung der Fruchtbarkeit gerne Bräute verwendete.

Zur Maibraut wird im allgemeinen das schönste oder beliebteste Mädchen ausgesucht. Durch Wettreiten oder Wettlaufen wird entschieden, wer den Maibaum tragen darf: man ist bestrebt, zu einer solchen heiligen Handlung die besten jungen Leute auszusuchen, zumal das Maipaar nach weitverbreitetem Glauben ein göttliches Brautpaar darstellt, das segenbringend auf Erden wandelt.[24])

Die Maikönigin wird mancherorts auf merkwürdige Weise erkoren. Die ledigen Mädchen werden von der Burschenschaft des Dorfes zur Versteigerung ausgerufen und wie Gegenstände gesteigert. Wer das höchste Angebot bekommt, wird Maikönigin. Diese Sitte, die unter der Bezeichnung Mailehen bekannt ist, wird auch zu anderer Zeit, besonders an Fastnacht ausgeübt und ist mit allerlei Feierlichkeit und Ulk umgeben. Oft hat sie nichts zu tun mit der Wahl der Maibraut. Das Mädchen, das einem Burschen durch die Steigerung als Mailehen zugesagt ist, tritt für eine bestimmte Zeit, entweder während des Monats Mai oder bis der erste Heuwagen heimgebracht ist, oder bis Kirchweih und sogar bis zum nächsten Mai zu ihm in ein näheres Verhältnis; er holt sie zum Tanz ab, ja vielfach darf sie längere Zeit mit keinem anderen Burschen tanzen; die beiden gehen miteinander zu den üblichen Festlichkeiten im Dorf. Diejenigen Mädchen, für welche bei der Versteigerung niemand etwas geboten hat, werden zum Schluß von einem Burschen zusammen gesteigert. Besonders witzig werden die Mädchenversteigerungen in der Pfalz gemacht. Einer der besten Kenner des pfälzischen Volkes, Albert Becker, beschreibt den Brauch, wie er in Hauenstein ausgeführt wird, folgendermaßen[25]): „Auf Plakaten, an den Linden des Kirchplatzes und sonst auffälligen Stellen angebracht, werden Zeit und Ort der Handlung angesagt. Voll Erwarten begeben sich die Burschen in den bestimmten Saal, der gewöhnlich schon vor der Zeit dicht besetzt ist. Zur festgesetzten Stunde erscheint der Notar mit Schreiber und Ausrufer, mit Aktenbündel und Brille ausgestattet, um gelehrter auszusehen. Eine durchaus regelrechte Versteigerung wird eröffnet. Zunächst werden die Bedingungen, die treulich gehalten werden, bekanntgegeben: wie alljährlich werden die Gemeindehölzer — gemeint sind die Mädchen der Gemeinde — versteigert werden, der Steigpreis sei sofort und vollständig zu entrichten, der Steigerer habe das Recht, den erworbenen Gegenstand an der Kirchweih vor dem ersten Tanz zu holen (d. h. der Steigerer darf den Ersten mit dem betreffenden Mädchen tanzen), der Erlös werde in Bier und Zigarren angelegt. Jedes einzelne Mädchen in der Gemeinde kommt zum Ausgebot, und zwar so, daß alle wissen, wer gemeint ist, z. B. heißt es: „Es kommt jetzt daran eine zwanzigjährige Tanne, schlank und schön gewachsen, der zum Abholen des Holzes nötige Abfuhrschein ist erhältlich bei N. N. (Name des gemeinten Mädchens). Wer biet' an?“ Genau wie bei offiziellen Versteigerungen wird an-

geboten, überboten, zugeschlagen. Je nach der Leistungsfähigkeit dessen, der sich für das Mädchen interessiert, kommt der Preis bis 1 oder 2 Mk. und darüber. Die Ausdrücke, mit denen die pfälzischen Burschen die alten Jungfern benennen, sind nicht gerade schmeichelhaft. Sie werden angepriesen als sitzengebliebene alte Wellen, die schon im vorigen Jahrhundert hätten abgefahren werden sollen, altes, dürres Geäst, stachelige Akazienhecken, knorriges Prügelholz letzter Qualität, Krappen von der Russekupp, Klotzholz vom Mistberg, wo man aber noch den Grind und den Dreck runtermachen muß, morsches Abfallholz vom Saubuckel."

In der Schweiz ist die Mädchenversteigerung verbunden mit einem eigenartigen Fastnachtsspott auf alte Jungfern und Junggesellen. Alle über 24 Jahre alten Mädchen oder Burschen, die sich kleiden und gebärden wie die gemeinten Mädchen, werden von den „Häschern des Todes" gefangen, auf einen Wagen geladen und in einer unfruchtbaren Gegend, dem Giritzenmoos, ausgesetzt. Bisweilen wird dabei von einem Burschen ein Sündenregister der Mädchen verlesen. Doch auch die Junggesellen werden verspottet. Nach dem Umzug werden die Mädchen versteigert. Auch kennt man in der Schweiz das Versteigern ohne die Moosfahrt. In beiden Fällen wird es als Spott aufgefaßt. Man hat wohl mit Recht darauf hingewiesen, daß „die alte Jungfer in der Vorstellung des Volkes von jeher als Inbegriff der Unfruchtbarkeit gegolten habe und daß daher in einer Jahreszeit, wo die Natur sich neu zu beleben beginnt und alles durch symbolische Gebräuche die Fruchtbarkeit herbeizuführen trachtet, die Verspottung und Bestrafung der Sterilen ganz natürlich erscheinen müsse". Ob auch bei den deutschen Mädchenversteigerungen solche Gedanken mitgespielt haben, ist schwer zu sagen. Jedenfalls sind die mehr positiv gewendeten Empfindungen segenbringender Liebe, wie wir sie bei der Maibraut getroffen haben, dabei stark im Spiel. Lenz und Liebe, deren Vereinigung die Dichter so oft besingen, sind beim Volke, das seinen Empfindungen selten in Worten Ausdruck gibt, im Brauche verbunden. Ob solche Gefühle zum Entstehen dieses Brauches geführt haben, läßt sich kaum mit Sicherheit entscheiden. Er scheint auch von gewissen Sitten der mittelalterlichen Ritter beeinflußt zu sein. Damit ist nicht gesagt, daß er erst durch die Ritter ins Leben gerufen sei. Sie können hier einen Brauch besonders ausgebildet haben, der bei unserm Volke ebensogut denkbar ist wie bei Babyloniern und Griechen, wo wir Mädchenversteigerungen schon im Altertum treffen.

Wenn im Siebengebirge die Burschen nach der Mädchenversteigerung auf einen Hügel gehen und das alte Mailehen in Gestalt einer Strohpuppe verbrennen und dann im Walde einen Maien holen und ihn dem neugesteigerten Mädchen vors Haus stellen, so denkt man an das Verbrennen des alten Wachstumsgeistes und an das Einholen des neuen.

Andere im Mai übliche Wachstumsgeister haben große Ähnlichkeit miteinander. Es sind fast immer in dichtes Laub gehüllte Burschen oder Knaben. Manchmal haben sie wie in der Gegend von Trier einen Kranz von Frühlingsblumen auf dem Kopfe. Man nennt sie Maimännchen, Pfingstl, Pfingstlümmel, Pfingstdreck, Pfingstbutz, Pfingstquak, Graskönig, Sommergewinn, in Brandenburg Kaudernest, in Bayern Wasservogel. Sie ziehen einzeln durch die Straßen oder werden herumgeführt, bisweilen zusammen mit dem Umtragen der Maibäumchen. Dabei sagen sie oder ihre Begleiter Verschen her oder werden beschenkt. In Hinterweidental in der Pfalz ist der „Pfingstquark“ in farbiges Goldpapier eingehüllt und reitet zwischen „vier Reitern mit geschwärzten Gesichtern, hohen spitzen Kappen und hölzernen Schwertern“. Die Pferde sind mit Brummelbeerblüten geschmückt. Der Spruch lautet:

Da kommen die armen Pfingstknecht.
Sie hätten gern das Pfingstrecht:
ein Stückel Speck oder drei Eier
oder ein Händel voll Mehl,
daß es saure Knöpf gibt.

In der Isargegend sagt der Pfingstl (nach Bronner):

Pfingstl ha, Pfingstl ha! Der Pfingstl is da!
Nehmts a Krüagl voll Wasser und schütt's eahm brav a!
A Krüagl voll Wasser is no nöt gnua,
a Brocken Schmalz wie a Roßkopf g'hört aa dazu,
und a Schilling Oar (Eier) und a Laib Brot,
so hat der Pfingstl koa Not.

Hat der Pfingstl seine Verse hergesagt, dann wird er von der Bäuerin beschenkt und zugleich mit Wasser begossen; auch im Weggehen bekommt er von den Mädchen des Hauses, die sich irgendwo verborgen halten, noch einen Guß. Anderswo wird er ins Wasser getaucht. Daß man die Benetzung für wesentlich hielt, zeigt der Name Wasservogel, den der Pfingstl in Bayern hat. Hören wir, wie F. J. Bronner den Brauch aus der Hollertau in Bayern beschreibt: „Da war der Sammelplatz der jungen Bursche das Gemeindeholz. Jeder Bursch erschien in seinem Feststaat und beritten. Während sich die Teilnehmer aufstellten,

sammelten zwei Reiter, der eine dorfauf, der andere dorfab von den Bäuerinnen Geldspenden, Schmalz und Eier für die Wasservogelkasse. Endlich ritt der Zug aus dem Wäldchen. Lautes Freudengeschrei der Kinder verkündigte sein Nahen. Langsam bewegte er sich durchs Dorf zum Bache. Da hatten zwei Männer schon mit Brett und Faschine das Wasser etwas eingedämmt. Beim aufgestauten Tümpel standen zwei kräftige Dorfschöne, aber in ganz alten Werktagskleidern. Sie harrten des wilden Wasservogels. Sein Gesicht war mit einer Rindenlarve bedeckt, hatte eine klotzige Nase und ein Nußknackermaul. Auf dem Leib trug er ein struppig Gefieder aus Birkenreisig und Heidekraut, so daß ihn in seiner Vermummung niemand zu erkennen vermochte. Nachdem er in den Tümpel geritten war, schwang er sich vom Pferde. Die Mädchen fingen ihn auf, nahmen ihm die Larve ab und wuschen ihn. Darauf legte er seine Arme um den Nacken, der beiden Mädchen, und sie tauchten nun gemeinsam dreimal unter. Damit hatte die symbolische Handlung ihr Ende. Der Wasservogel bestieg wieder sein Pferd und sprengte mit seinen Kameraden um die Wette heimwärts. Als Wasservogel und Taucherinnen wurden nur brave, tadelfreie, unbescholtene Leute gewählt. Ihr Amt war eine Ehre. Bei der Nachfeier im Wirtshause hatten die Helden des Spieles bei Schmaus und Tanz den Vorrang. Aus den reichen Eierspenden der Bäuerinnen wurde für Burschen und Mädchen die ländliche Lieblingsspeise, das ‚Eierschmalz', hergestellt."

Wir haben es in diesen Fällen mit einem Regenzauber zu tun. Die Gestalt, die den Geist des Wachstums darstellt, wird mit Wasser übergossen oder in einen Brunnentrog eingetaucht oder in einen Bach geworfen, damit im bevorstehenden Sommer die Fluren reichlich mit Regen begossen werden. Zum selben Zweck wird bisweilen auch der Maibaum mit Wasser überschüttet. Im Fränkischen Jura begießt man die Mädchen, die im Mai zum ersten Male Gras holen. Dies wird als wichtige Handlung aufgefaßt. Deshalb ziehen die Mädchen dazu ihr schönstes schwarzes Mieder an. Die Leute, welche die letzte Garbe heimbringen, werden mit Wasser begossen, weil man befürchtet, daß sonst die Ernte im nächsten Jahr nichts wert sei. Ebenso bekommt der Bauer einen nassen Guß, wenn er das erstemal zum Säen geht. Der Regenzauber ist im südöstlichen Europa besonders in der Form üblich, daß bei anhaltender Dürre ein nacktes Mädchen in Laub gehüllt herumgeführt und dabei reichlich mit Wasser übergossen wird.

Nach Beendigung der Fruchtbarkeitsriten wird dem Maimännchen seine Umhüllung abgenommen. Die Leute reißen sich darum, ein Stück davon zu bekommen, und stecken es in die Äcker, um sie fruchtbringend zu machen.

Während es früher und ganz vereinzelt jetzt noch als Ehre galt, das Maimännchen zu spielen, wird es heute, wohl wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeiten und weil der Brauch nicht mehr in seinem ersten Sinn verstanden wird, meist als Strafe aufgefaßt. Wer an Pfingsten oder am 1. Mai zuletzt aufsteht oder wer beim Wettreiten oder -laufen der letzte ist, wird zu diesem Amt ausersehen. Wenn das Vieh ausgetrieben wird, werden die letzten Tiere als Pfingstochse und Pfingstkuh geschmückt; diese Ausdrücke werden dann gelegentlich auf Menschen übertragen.

3. Sommer- und Herbstfeste.

Einem denkenden Beobachter muß es auffallen, daß in unserem Kalender die ersten Monate des Jahres Namen haben, die mit irgendeiner Gottheit zusammenhängen und mit dem Wachstum des Lebens in Beziehung stehen[26]), während die letzten vom September ab nur gezählt sind. Früher begann die Zählung schon mit dem Juli, der Quintilis, also der fünfte hieß; der August hieß ehemals Sextilis, der sechste, bis dann die beiden Monate nach den bekannten großen Männern Roms neu benannt worden sind. Vom September, dem siebenten bis zum zehnten Monat, dem Dezember, haben wir die alte römische Zählung der Monate beibehalten, die mit dem Jahresanfang am 1. März rechnete. Die ersten Monate hingegen hat man durch ihre Namen und Feste in den Schutz irgendwelcher Gottheiten gestellt, um das Wachstum der Früchte auf jeder Entwicklungsstufe zu sichern. Ist aber die Saat reif — und dies war in Rom, wo die Monatsnamen festgelegt wurden, im Juli —, so braucht man keinen Gott mehr um Segen anzuflehen, und da die alten Römer ein nüchternes Bauernvolk waren, fanden sie es nicht für der Mühe wert, auch den Monaten, in denen man nicht mehr für das Wachsen der Früchte fürchten mußte, einen sinnvollen Namen zu geben, sondern zählten sie im Anschluß an die vorangehenden. Unserem Denken liegt es nahe, Namen anzunehmen, in denen die Beschäftigung während des Monats zum Ausdruck kommt oder ein Dank an die Gottheit für die Förderung des Wachstums. Aber solches Denken war unserem

Volke ehemals ebenso fremd wie den Römern; das zeigen unsere Volksfeste. Der Dank, der in Volksfesten des Sommers und Herbstes der Gottheit zugedacht wird, ist sehr spärlich und steht in keinem Verhältnis zu den Begehungen, durch die man sich im Winter und Frühjahr Segen zu sichern suchte, ja die Dankfeste sind wohl fast durchweg jung und gehen auf christlichen Einfluß zurück. Das Volk steht hier auf dem eigennützigen Standpunkte eines Kindes, das nicht müde wird zu bitten und plagen, wenn es etwas will, den Dank aber kurz erledigt. Es geht hier ähnlich wie im einzelnen Volksbrauch: Die Pranger- oder Reifstangen im Herzogtum Salzburg z. B. bleiben den ganzen Sommer über aufgestellt, „machen das Stadel voll Heu“ und „bannen den Reif“. Am Erntedankfest haben sie ihren Zweck erfüllt und werden entfernt.

a) Johannistag.

Mitten in der festarmen Sommerszeit steht der **Johannistag** am 24. Juni fast einzig da, ähnlich der Mittagstunde, zu der Geister umgehen, während sie an den übrigen Stunden des Tages gewöhnlich ruhen. Gerade an Johanni ist die Mittagstunde besonders geheimnisvoll. Wer an diesem Tage um Mittag geboren ist, kann alles sehen. Das Hauptmerkmal des Johannisfestes sind die Höhenfeuer, die Johannis- oder Sonnwendfeuer, die den weithin leuchtenden Fastnachtsfunken gleichen. In Markdorf am Bodensee werden sie mittags um 12 Uhr abgebrannt. Neben den Höhenfeuern werden brennende Fässer und Räder den Berg hinabgerollt, brennende Besen geworfen und geschwungen. In Bayern will man dadurch die Felder vor Gewitterschaden schützen. Die Paare springen über das Feuer, damit der Flachs gut gerade. Zugleich können sie dabei die Zeit ihrer Hochzeit voraussehen. Deshalb singen die Burschen in der nördlichen Oberpfalz in Bayern:

Wöll ma 's G'hannesliedl singa
übers G'hannesfeuerl springa,
daß Sank' G'hannes uns tut deut'n,
ob ma'n Weg zum Ehstand b'schreit'n.
Stieb'n die Flamma lusti für,
kumma ma vor d' Heiertstür;
kengt das Feuer goua d' Houa (Haar),
heier ma im annern Jouha (Jahr),
kummt der Rauch von unten raus,
wird's nix mit am Hochzetsschmaus.
Hupf nur, Moidl, saa nit schoich,
wacheln (wehen) aa dei Röck in d' Höich!
Spring ma zu, i halt di scho!
Hopla! schau, schon san ma do!

Man bekommt keine Kreuzschmerzen, hat Glück auf Reisen und ist unverwundbar, wenn man über das Johannisfeuer springt. Kränk-

liche Kinder werden in der Neuenburger Gegend (Schweiz) über das Johannisfeuer gehalten oder durch den Rauch gezogen. Die Haustiere werden hindurchgetrieben. Scheite, die im Johannisfeuer angekohlt sind, bringen, in den Acker gesteckt, Fruchtbarkeit und schützen, wenn sie unter dem Dach aufbewahrt oder neben dem Haus vergraben werden, das Haus gegen Feuersgefahr. Etwas von der Asche des Johannisfeuers legt man den Schweinen ins Fressen. Mit geweihten Lichtern geht man um die Felder und zündet auf dem Friedhof Kerzen an.

Außer dem Feuer sind schützende Kräuter am Johannistag von besonderer Bedeutung. Einzelne Pflanzen haben ihre Namen nach dem Heiligen bekommen. Die wundertätigen Pflanzen, die am Johannistag gepflückt und geweiht und als Kränze getragen sind, schützen den Inhaber persönlich gegen Krankheit und andere Übel, bewahren sein Haus vor Wetterschaden und Feuersgefahr. Über die Haustür gehängt, halten sie Hexen vom Eingang fern. In einigen Gegenden Mitteldeutschlands schmückt man die Häuser innen und außen mit Blumen, im bayrischen Wald werden Sträußchen aus Johannisblumen, Haselnußzweigen, Klee und Zittergras an die Fenster getan, oder man hängt Girlanden über die Straßen oder stellt wie im Harz, buntgeschmückte Tannen vor die Häuser. Im Fichtelgebirge werden Brunnen und Quellen geschmückt, damit das Wasser nicht ausgehe. In Brandenburg reitet ein Bursche, der Johann oder Johannisreiter, mit heilkräftigen Blumen, besonders Kornblumen überflochten, durch das Dorf.

Im allgemeinen treten die Volksbräuche an Johanni immer mehr zurück, während früher Tänze, Maskierungen und Umgänge weithin üblich waren. In Bayern gibt es noch vereinzelt Festküchlein, vor allem aus Holunderblüten, und sonst reichliches Essen. Aber an den meisten Orten Deutschlands merkt man heute kaum etwas von einem Johannisfest. Nur wer mit dem Volke in nähere Berüherung kommt, weiß, daß gerade an diesem Tage der Aberglaube starke Blüten treibt. Meist fürchtet man sich vor bösen Geistern. Aber auch gute gehen um und zeigen verborgene Schätze und Heilmittel für Kranke.

Die Entstehung der Johannisbräuche liegt für uns im Dunkeln. Mit Johannes dem Täufer haben sie zunächst nichts zu tun. Es sind altheidnische Reinigungsbräuche, die schützen sollen vor Mißernte und Seuchen, wie sie im Sommer früher häufig auftraten. Nachdem die Kirche das Geburtsfest Jesu auf den 25. Dezember verlegt hatte, mußte

sie den Geburtstag des Täufers, der nach Lukas 1, 26—36 ein halbes Jahr älter war als Jesus, in den Juni verlegen. Um dieselbe Zeit wie der Geburtstag des Täufers fiel das heidnische Sommerreinigungsfest zur Zeit der Sommersonnenwende. Welches christliche Fest konnte auf diesen Tag besser passen, als das des Johannes, der (Joh. Evgl. 3, 30) sein Verhältnis zu Jesus mit den Worten kennzeichnete: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." So war der Heilige in sinnvolle Beziehung gebracht zum Kreislauf des Jahres, und es war keine schwere Aufgabe mehr, altheidnische Bräuche auf sein Fest zu beziehen.

b) Ernte. Kirchweih.

Der Sommer ist für den Landwirt die schwerste Zeit. Eine Arbeit drängt die andere. Überall ist größte Eile nötig, damit nicht ein Gewitter die abgemähte Habe verderbe. Und doch sieht man den Bauer bei der schweren Arbeit unverdrossen. Er freut sich seiner Ernte und hofft auf ruhigere Tage. Ist die Ernte eingebracht, dann wird ein Freudenfest gefeiert. Wer miteinander gearbeitet hat, trifft sich wieder beim Bauer zu reichlichem Essen und Trinken. Oft zieht die fröhliche Schar mit dem letzten Garbenwagen in festlichem Zuge nach Hause. Auf dem Felde wird vorher ein Erntekranz gefertigt und ein religiöses Lied gesungen. Der Erntekranz oder die Erntekrone, die aus allen Fruchtarten hergestellt und mit Blumen verziert sind, werden von einem Mädchen der Herrschaft feierlich überreicht. Dabei wünscht dies für das nächste Jahr wieder eine gute Ernte. In Schlesien bringt bei der Überreichung eine Erntejungfrau dem Herrn den Wunsch dar: „Nun wollen wir dem Herrn N. N. wünschen, soviel wie dies Jahr Ähren, sollen übers Jahr Gelege, soviel wie übers Jahr Gelege, sollen übers Jahr Garben und Schock im Felde stehen."

Dieser Wunsch ist bezeichnend für den Sinn sehr vieler Erntebräuche. In ihnen tritt am meisten der Wunsch hervor, die Ernte möge nächstes Jahr ebensogut oder noch besser ausfallen. Der Dank an Gott für die diesjährige Ernte findet nur bisweilen in einem später zugefügten christlichen Gebet und in dem vielfach üblichen christlichen Erntedankfest Ausdruck. Er kommt aber in der Festesfreude, die der Bauer allen Beteiligten von Herzen und mit offener Hand gönnt, unausgesprochen zur Geltung.

Die Bräuche, die auf guten Ausfall der Ernte zielen, sind mannigfach und alt. Schon mit dem Ährenkranz ist Segenswirkung für die

Zukunft verbunden. Er wird deshalb wie ein Maibaum das ganze Jahr aufbewahrt. An seine Stelle tritt an manchen Orten wirklich ein Maibaum. Man läßt auf dem letzten Acker eine Handvoll Ähren stehen, steckt einen buntgeschmückten Maien zwischen sie und verbindet ihn mit den Halmen. Dieser, vor allem früher in Westdeutschland übliche Erntemai bleibt entweder auf dem Felde stehen oder wird mit dem letzten Wagen festlich heimgeführt und bis zur nächsten Ernte aufbewahrt. Mit der Heimfahrt ist gelegentlich ein Umzug mit Musik verbunden, dem reichliches Essen und Tanz folgt. In Baden setzte man früher auf den letzten Wagen ein Kind mit einem Strauß in der Hand oder eine Frauensperson, Erntegans genannt, mit einem roten Sacktuch und Strauß. Oder es wurde auf den letzten Wagen eine mit Kuchen und Würsten behangene und buntgeschmückte Tanne oder Birke gestellt, die bis zur nächsten Ernte an der Scheune befestigt blieb. Vielerorts schmückte man die letzte Garbe zu einer Puppe in Menschengestalt. Bevor man das letzte Getreide auf den Wagen brachte, steckten früher in Nordwestdeutschland Männer eine Buche, Birke oder Weide in den Acker. Ihr Wipfel wurde mit Ähren geschmückt. Nachdem mit einer großen Ziehharke die verstreut herumliegenden Halme gesammelt waren, wurde das Bäumchen von dem Mädchen aus dem Boden herausgezogen und mit den gesammelten Halmen auf den Wagen geladen. Die Mädchen setzten sich dazu und fuhren in fröhlichem Zug den „Harkelmai" nach Hause. Der Baum und die Arbeiter wurden mit Wasser übergossen. In Baden nennt man die letzten Ähren Glückshämpfele (Hampfel = Handvoll). Sie werden hinter dem Kruzifix in der Wohnstube aufbewahrt.

Alle diese Begehungen entspringen demselben Wunsche. Der Geist des Wachstums, der im Getreidefeld umgehend gedacht wird, zieht sich vor den Schnittern zurück, bis ihm schließlich nur noch die letzten Halme übrigbleiben. Sie enthalten die ganze Wachstumskraft und werden deshalb auf dem Felde stehengelassen oder achtsam als Kranz, als geschmückte Garbe, zusammen mit einem Maien oder als Glückshämpfele heimgebracht und aufbewahrt. Die Körner aus dem Glückshämpfele mischt man unter die Saatfrucht für das nächste Jahr und erhält somit den Geist des Wachstums für die kommende Ernte und von dort für das nächstfolgende Jahr und so weiter alle Zeit lebendig wie einen beim Gut bleibenden, jährlich neu belebten Geist des Erntesegens. Auch im Hause, hinter dem Kruzifix oder an der Scheune angebracht, bringen die letzten Ähren mit dem Maien Glück, besonders Kindersegen



Abb. 19. Kornpopel aus Schlesien.

und bewahren das Haus vor Blitzgefahr. An Weihnachten gibt man davon dem Vieh zu fressen, damit es gesund bleibe. Um die Segenswirkung durch eine ungeeignete Person nicht zu verderben, mußte in Baden früher eine Braut die letzte Garbe oder ein unschuldiges Mädchen oder wenigstens die jüngste Schnitterin die letzten drei Ähren schneiden. Die frühere Sitte in Mecklenburg, am Erntefest eine Hochzeit zu feiern, wozu nur unbescholtene Brautpaare die Ehre hatten, zeigt wieder, wie eine menschliche Segenshandlung in Beziehung gesetzt wird zum vegetabilischen Leben.

Den Geist des Erntesegens denkt man sich bisweilen als alten Mann. In Langenbielau in Schlesien wird „der alte Mann" angedroschen und gemahlen. Aus dem Mehl wird für die Familienmitglieder Brot gebacken, dem man besondere Heilkraft zuschreibt.

Vielfach stellt sich das Volk den Geist des Erntesegens als halb menschlich halb tierisch oder ganz als Tier vor. Er hat die verschiedensten Namen, wie Kater, Erntegänschen (s. o. S. 9), Hase, Weizensau, Kornbock, Habergeiß, Roggenwolf oder -hund, Korn- oder Gerstenmockel, Kornpopel oder Erntehahn. Die Namen sind vielfach übertragen auf die letzte Garbe und den Schnitter oder die Schnitterin, die sie binden oder abschneiden, und werden dann als Spottnamen für lässige Arbeiter gebraucht. Die Schnitterin, welche die letzte Garbe bindet, wird in Schlesien als Kornpopel in die Garbe eingebunden (Abb. 19). Gelegentlich ist es üblich, beim Abschneiden der letzten Halme den Wachstumsgeist zu fangen.

Manchmal ist der Wachstumsgeist als Hahn gedacht.[27]) Bis 1860 schlug man in der Gegend von Bergen am Schlusse der Roggenernte einem Hahn den Kopf ab, befestigte diesen auf einem mit Ähren umwundenen, buntgeschmückten Stock und verzehrte nach dem Einzug den Hahn. Auch in anderer Form wird bei der Heimfahrt des letzten Wagens ein lebender oder ein hölzerner oder ein aus buntem Papier gefertigter Hahn, oft verbunden mit dem Erntekranz oder Harkelmai heimgeführt.

Bei Marburg wird er nach dem Abladen am Scheunentor angebracht und bleibt dort bis zur nächsten Ernte. Die Bezeichnung Erntehahn ist bisweilen für den Ernteschmaus angewandt und geblieben, wenn auch der Hahn längst weggelassen wird.

Die Tötung und Verwendung des Hahnes zur Segenswirkung ist vielfach vorgeführt worden und übergegangen in Spiele, die in Süddeutschland ebenso bekannt waren und es noch sind, wie im Norden und in Böhmen, und die nicht nur bei der Ernte, sondern auch bei anderen Festen, besonders an Kirchweih dargestellt wurden. Es ist leicht verständlich, daß der Hahn wegen seines starken Geschlechtstriebes zu Fruchtbarkeitsbräuchen in Verbindung gesetzt und als Verkörperung des Erntesegens angesehen wurde. Die große Rolle, die er aus anderen Gründen als Übelverscheucher im Volksglauben spielt, mag hier bestätigend und verstärkend wirken. Bisweilen war es üblich, einen Hahn aufs Feld hinauszubringen, dort zu fangen, zu töten, mit dem letzten Wagen heimzuführen und zu verspeisen. Wir erinnern uns dabei an die Tötung eines Wachstumsgeistes, wie wir sie bei Frühlingsbräuchen finden. Der alte Wachstumsgeist wird getötet, um nicht das Hinsiechen des Alters auf die Natur zu übertragen, wird aber wieder neu belebt oder durch einen anderen ersetzt (s. o. S. 51 f.). Beim Erntehahn macht man sich den Segen auch anderweitig zunutze, indem man den Hahn verzehrt und somit sich selbst seine Segenskraft zuführt. Wenn ein Mädchen zur Hahnenbraut erkoren wird, wie in Böhmen, so haben wir die auch bei Frühjahrsbräuchen übliche Form der Segenswirkung durch Liebesverbindung (s. o. S. 66). Wie vielfach, ist der ursprüngliche Sinn des Brauches vergessen; irgend ein Teil desselben ist besonders ausgebildet worden zu einem festlichen Spiel. In Baden fand beim Hahnenschlagen ein Tanz statt. Die Scheune war dabei öfters der Tanzplatz. Oben auf dem Heustall saßen die Musikanten, die „Brotisgiger" (Bratengeiger), wie der Bauer sie nennt. Mitten in der Scheune, auf einer Stange, sitzt ein Hahn. Über den tanzenden Paaren war auf einem ziemlich losen Gestell ein Wasserglas angebracht. Beim Herumtanzen hielt ein Mädchen unter dem Glas seinen Tänzer hoch, damit er das Glas umstoße. Gelang dies dreimal, so bekam das Paar den Hahn, der dann verzehrt wurde (Abb. 20). Mancherorts, wie in Harburg, werden von den Bauern Hähne für die Ernte gemästet und als Festbraten gegessen. Das Ernteschlußfest, die Sichelhenke — so genannt, weil jetzt die Sicheln nicht mehr gebraucht und aufgehängt



Abb. 20. Hahnentanz in der Baar (Baden).

werden — wird deshalb wie der Schmaus bisweilen Erntehahn genannt.

Die Erntebräuche sind vielerorts übergegangen auf das Kirchweihfest, die Kirmes, Kerwe, den Kirtag oder wie das Fest sonst heißt. Wie der Name sagt, diente das Fest ursprünglich der Erinnerung an die Einweihung einer Kirche und fand dementsprechend in den verschiedensten Jahreszeiten statt. Der kirchlichen Feier schloß sich ein weltliches Fest an. Die Feiern arteten aus. Weltliche und kirchliche Behörden suchten deshalb das Fest einheitlich festzulegen. An den meisten Orten wird es im Herbst, oft Mitte Oktober, gefeiert und gilt vielfach als Ernteabschluß. Die üblichen Bräuche sind entweder von der Ernte oder dem folgenden Martinsfest übernommen, oder es sind, abgesehen von den eigenartigen Kirchweihtänzen, allgemeine Festsitten. Heute ist die Kirchweihfeier meist sehr eingeschränkt und besteht zum Teil nur noch in reichlichem Essen und Trinken, Tanzen und einem jahrmarktähnlichen Getriebe. Deshalb heißt in Schwaben die Hauptkirchweih zum Unterschied von der Bubekirbe und anderen Kirchweihfesten, die noch neben ihr bestehen, die „Freß- oder Allerweltskirbe“.

II. Das Menschenleben.

1. Geburt. Taufe.

Ein Gang durch den Kreislauf des Jahres machte uns vertraut mit der Arbeit und den Sorgen um das tägliche Brot, mit den Freuden, die Arbeit und Ertrag bringen, und mit all den festlichen Begehungen, die Sorge und Freude hervorrufen. In gleicher Weise ist der Lauf des menschlichen Lebens von ernsten und heiteren Festen begleitet.[28]) Hier wie dort schließen sie sich an wichtige Ereignisse an, denen der Mensch mit sorgenvollem Blick entgegensieht, die ihm großen Nutzen bringen oder entziehen und die ihm herzliche Wünsche erfüllen oder bitteres Leid bereiten.

Sobald der Same der Erde anvertraut ist, beginnen des Landwirts Sorgen um sein Gedeihen. So hat auch schon für das keimende Menschenleben das Bangen und Hoffen allerlei Vorkehrungen getroffen. Aberglaube und auf Beobachtung beruhende Vorsichtsmaßregeln sind hier verbunden. Eine Frau, die ein Kind erwartet, darf bei Nacht nicht ausgehen. Böse Geister könnten ihr oder dem Kinde sonst etwas „antun". Sie soll nichts Häßliches sehen, mit Toten nicht in Verbindung kommen, nie über Kreuzwege gehen, weil dies Schwierigkeiten bei der Geburt bringen könnte, nicht unter einem Seil oder einer Stange durchgehen, damit das Kind sich nicht in der Nabelschnur verwickle. Schwangere werden vom Volke in Ehren gehalten und genießen allerlei Vorrechte.

Naht die Stunde der Geburt, so werden Mutter und Kind durch Gebete, Gelübde, Kreuzzeichen und Amulette geschützt. Mancherorts werden die Türen verschlossen und die Schlüssellöcher verstopft, um Hexen, welche die Geburt stören wollen, den Eingang zu versperren; anderswo wieder müssen alle Schlösser im Haus aufstehen, damit die Geburt leicht geht. Ein zugemachtes Schloß könnte durch Sympathiezauber den glatten Verlauf hemmen. Bei der Hilflosigkeit der Ärzte und Hebammen herrschte früher gerade hier der grassfeste Aberglaube. Die Kirche kam dem Bedürfnis der sich nach überirdischer Hilfe sehnenden Wöchnerin entgegen durch Segen und Gebete. Wie aber die Geburtshilfe besser wurde, traten religiöse und abergläubische Mittel zurück. Heute erfleht man sich göttlichen Segen wie vor jedem wichtigen Ereignis; der alte Aberglaube ist nur noch vereinzelt zu finden.

Im allgemeinen ist die Freude über die Geburt eines Knaben größer als über die eines Mädchens. Doch freut man sich, besonders auf dem Lande, über jedes Kind, und wenn es ein Dutzend sind. Kinderbeschränkung wie leider vielfach in der Stadt ist auf dem Lande selten. Im Gegenteil ist der Bauer stolz und froh, eigene Arbeitskräfte zu haben. Zu essen hat er für sie, und im übrigen zerbricht er sich zunächst nicht den Kopf um ihre Versorgung. „Gift de lewe Gott Jungens, gift he ok Büxen", sagt man in der Lüneburger Heide.

Ist die Geburt vorbei, so benötigen Mutter und Kind neben sorgsamer Pflege weiter Schutz. Beide hält man für bedroht durch böse Dämonen und Hexen. Ihre körperliche Schwäche mag solchem Glauben, der von abergläubischen Anschauungen ausgeht, eine Stütze bieten. Die Wöchnerin darf einige Tage nach der Geburt die Stube nicht verlassen, darf den Keller und Speicher nicht betreten, 4—6 Wochen bei Nacht nicht aus dem Hause gehen; man soll sie und das Kind nicht allein lassen. Muß die Wöchnerin aber doch weitergehen, als erlaubt ist, z. B. in den Garten, so setzt sie zum Schutz den Hut ihres Mannes auf oder hängt wie im Egerland ihren Brautmantel um. Der Egerer Scharfrichter Karl Huß schreibt in seiner Schrift „vom Aberglauben" im Jahre 1823 darüber: „Dieser Mantel hatte nach ihrer Meinung und nach dem Unterricht der alten Mütterlein die Wunderkraft, wan ein Weib in das Kindbeth gekommen und unter den sechs Wochen im Hause umgehen wollte, hatte sie ihren Brautmantel umgenommen, welcher sie von allen Unfällen und Übeln der Druitten, Verschreyen und Gespenstern beschützte, bey ihrem Ableben, nach kurz oder lang, wurde sie in ihren Brautmantel eingewickelt und begraben." (S. Abb. 26 S. 96.)

Den ersten Ausgang macht die Wöchnerin in die Kirche zur Aussegnung. Dies war früher 4—6 Wochen nach der Geburt, ist jetzt gewöhnlich schon früher. Auf diesem Gange soll sie in Brandenburg über eine Axt auf der Schwelle schreiten, um alle noch an ihr haftenden bösen Geister hinter sich zu lassen. Denn die Axt fürchten sie. Durch die Aussegnung wird die Mutter erst wieder „eine rechte Christin".

Nach verbreitetem Kinderglauben bringt der Storch die Kinder. Allgemein ist diese Anschauung aber nicht. Auf dem Lande hat in vielen Gegenden jedes Dorf einen Kindlesbrunnen, aus dem die kleinen Wesen von der Hebamme geholt werden, oder sie kommen aus einem Teich oder einem Felsen. Was jetzt Kinderglaube ist, geht

zurück auf alten Volksglauben, nach welchem alles Leben, auch das der Menschen, aus der Mutter Erde stammt. Deshalb herrscht bisweilen noch die Sitte, Kinder nach der Geburt oder, wenn sie krank sind, auf die Erde zu legen, damit sie von dort Lebenskraft in sich aufnehmen. Wenn einer Familie die ersten Kinder sterben, müssen die folgenden Erdmann und Erdmuthe genannt werden.[29])

Das Kind wird vielen Gefahren erst durch die Taufe enthoben. Die Macht des Teufels über das kleine Wesen ist durch das christliche Sakrament gebrochen oder doch gemindert. Wird der Täufling zur Kirche getragen, so schießen am Wege Burschen mit laut knallenden Waffen oder schlagen mit Dreschflegeln an ein Scheunentor, um böse Geister zu verscheuchen. Während der Taufe muß bei einem Knaben der Vater, bei einem Mädchen die Mutter zu Hause allerlei arbeiten. Dadurch wird das Kind fleißig und geschickt.

In der Wahl der Taufpaten ist das Volk vorsichtig; denn die Eigenschaften der Paten übertragen sich auf das Kind.[30]) Auf dem Heimweg wird die Taufgesellschaft an manchen Orten durch ein über den Weg gespanntes Seil aufgehalten oder findet die Haustür verschlossen und wird erst nach Entrichtung einer Gabe weitergelassen. Bei dem Hindernis sollen böse Geister, die etwa noch bei der Gesellschaft sind, zurückbleiben. Allgemein üblich ist es, dem Täufling ein Patengeschenk zu machen. In Norddeutschland legt man ihm großes und kleines Geld in das Taufkissen und gibt es mit zur Taufe. Dann hat der Täufling Glück für das ganze Leben. Das Geschenk ist also im selben Sinne gegeben wie sonst die Gaben zu Anfang eines neuen Zeitabschnittes. In Süddeutschland sind die Patengeschenke anderer Art. Sie werden jährlich am Nikolaus- oder Neujahrstag oder an Weihnachten, vielfach auch am Namens- oder Geburtstag des Kindes wiederholt, bis es zur Konfirmation oder Erstkommunion kommt. Zu diesem Feste erhält es von den Paten ein besonderes Geschenk, Knaben vielfach eine Uhr oder die Kette dazu, Mädchen irgendein Schmuckstück. Die Paten bekommen dafür an Neujahr von den Eltern des Kindes eine Gegengabe. Zur Hochzeit des Patenkindes machen die Paten dann wieder ein Geschenk und haben damit ihr Patenkind mit Segenswünschen begleitet, bis es selbständig ist. Das Verhältnis zwischen Paten und Patenkindern ist nicht mehr überall so innig wie früher. Doch fühlen sich die Paten bisweilen noch als Stellvertreter der Eltern. Bei Festlegung ihres letzten Willens lassen sie mancher-



Abb. 21. Baum zum Durchziehen.

orts ihr Patenkind an der Erbschaft teilnehmen. Man benennt Kinder nach den Paten. Daneben gibt man häufig die Namen der Großeltern, besonders dem Stammhalter den Namen des Großvaters. Das geht auf den Glauben zurück, daß die Seele des Großvaters im Enkel weiterlebe. Bezeichnend für diesen Glauben ist eine Erzählung Roseggers im Höllbart: Der Großvater ist begraben worden. „Der Hausvater nahm das jüngste Kind aus dem Arm der Mutter und stellte es über den Hügel, daß die nackten Füßchen die Erde berührten. Als dies geschah, gab er den Kleinen der Mutter und sagte: ‚Nimm, Weib, da hast du den Großvater jung und frisch wieder zurück.'"[31]) In katholischen Gegenden wählt man gern den Namen eines Heiligen, dessen Tag dem Geburtstag des Kindes naheliegt.

2. Krankheiten.

Bei der Pflege des Kindes ist der Volksglaube stark beteiligt. Die allgemein üblichen Mittel finden für verschiedene Lebenslagen entsprechende Anwendung. Besonders nötig scheint die Mitwirkung des Volksglaubens bei Krankheiten.[32]) Häufig sucht man sie, vor allem bei Kindern, zu heilen durch Abstreifen der Krankheit. Man zieht ein Kind zwischen den Ästen eines Baumes[33]), den Sprossen einer Leiter, zwischen zwei zurechtgestellten Hölzern oder dem Gezweige einer Hecke durch und glaubt, die Krankheit damit abgestreift zu haben. Alte, ehrwürdige Bäume, deren Wuchs besondere Gelegenheit zu solchem Heilverfahren bietet, werden bevorzugt und bisweilen von weither aufgesucht. (Abb. 21.) Im übrigen gelten für Kinderkrankheiten die-

selben Bräuche, wie sie für Erwachsene in Anwendung kommen. Man holt, besonders auf dem Lande, nicht gleich den Arzt, sondern behilft sich zunächst mit Hausmitteln. Bei diesen fehlt kaum irgendwo der Kamillentee, der für Übel verschiedenster Art gut ist. Volksmittel sind vor allem auch gesucht, wenn bei schleichenden Krankheiten wie Tuberkulose ärztliche Kunst versagt. In manchen Häusern hat man geschriebene „Brauchbüchlein". Sie sind bisweilen über 100 Jahre alt, werden von Geschlecht zu Geschlecht weitervererbt, gelegentlich abgeschrieben, immer wieder mit neuen Zusätzen versehen und stehen in hohem Ansehen. Sie enthalten verschiedenes, was im Haushalt gebraucht wird: Heilvorschriften, in denen viel Aberglaube mit wirklichen Heilmitteln zusammen genannt ist, Segen gegen Verhexung, Zaubermittel, die dem Schützen ein sicheres Treffen ermöglichen oder durch die man Diebe erwischt, Segen, welche kugelsicher machen und vieles andere mehr.

Die Denkformen, in denen solcherlei Anweisungen gegeben werden, sind uralt und erinnern an Beschwörungsformeln, wie sie bei unseren Vorfahren vor mehr als 1000 Jahren schon üblich waren, und auch aus dem klassischen Altertum noch in großer Zahl vorhanden sind.[34]) Bei Krankheiten wird das Verschwinden des Übels auf eine dem Volke geläufige Art erzählt und stillschweigend der Wunsch damit verbunden, daß es sich, wie erzählt, ereigne. Hat man den Schlucken, so geht man über ein fließendes Wasser und sagt:

Schluckauf und ich gingen übern Steg. Schluckauf fiel rein, und ich lief weg.

Der Volksglaube kommt hier der Ausdrucksweise der Kinder nahe. Wenn ein zweijähriger Junge will, daß sein Vater mit ihm Bilder betrachte, sagt er: „Vater mit Bubi Wauwau sehen." Dies soll für den Vater eine Aufforderung sein.

Daneben kennt der Volksglaube eine verwandte Art Zauberformeln: man erzählt nicht Selbsterlebtes, sondern entsprechende Ereignisse, die schon früher jemandem, am liebsten einem Gott oder Heiligen widerfahren und zum Guten gelenkt worden sind. Gegen Halsbräune kocht man im badischen Wiesental sieben rote Schnecken in Weinessig, bindet einen darin getauchten Lappen um den Hals und spricht:

Tod und Bräune gingen durch das Land,
da begegnete ihnen der göttliche Heiland
und jagte sie über die Felder
in alle Wälder.

Durch das Erzählen wird die Handlung des Heilandes wieder lebendig und wirksam übertragbar auf einen jetzt vorliegenden gleichen Fall. Die Übertragung ist hier stillschweigend angenommen. Oft ist die Beziehung des früheren Falles zum jetzt vorliegenden ausgesprochen wie in folgender Formel gegen Verrenkung:

Jesus Christus ist in den Garten gegangen,
da kamen die bösen Juden und haben ihn gefangen.
Schad't Jesus Christus das Henken nicht,
so schad't auch dir das Verrenken nicht.

Eine Formel aus Lauenburg lautet:

Petrus un unse Herr Christ,
de seeten an eenem Disch;
se güngen öbern Weg fort, da stünn en Pool (Pfütze) Bloot.
So as dat steiht, so schall du ok stahn; im Namen . . . .

Oder der Befehl an das Übel, aufzuhören, wird vorangestellt, und der frühere Fall folgt nur als Vergleich wie in der Formel gegen Blutungen:

Blut steh still und vergiß deinen Lauf wie unseres Heilands Jesu Christ heilige fünf Wunden am Kreuze still stunden.

Kaum in einem Brauchbüchlein fehlt unter den Zauberanweisungen die sogenannte Satorformel.[35]) Sie ist vielfach folgendermaßen geschrieben:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

Die Formel ist schon im 4. Jahrhundert n. Chr. in Kleinasien nachweisbar und findet sich dann bei Griechen, Römern, Arabern und wohl allen Völkern im Mittelmeergebiet und dem damit zusammenhängenden Kulturkreis. Auch bei uns war sie sehr verbreitet, in erster Linie gegen Feuersgefahr. Die Formel, auf einen Teller oder ein Blech oder Holz geritzt oder geschrieben, löscht jeden Brand, wenn sie ins Feuer geworfen wird. Im Jahre 1743 verordnete der Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, daß solche Teller in allen Städten und Dörfern als Löschmittel gegen Feuersbrünste anzuschaffen seien. Aber auch gegen Krankheit und Teufelswerk jeder Art ist die Formel nützlich. Über den Sinn der Formel denken nur die Gelehrten nach; den Benutzern genügt es schon, daß die Buchstaben, in verschiedener Richtung gelesen, dasselbe ergeben. Man trägt die Formel aufgeschrieben oder eingeritzt bei sich oder schreibt sie aufs Butterbrot und ißt sie.

Außer Jesus und christlichen Heiligen, in erster Linie Maria, finden sich in den Zauberschriften lateinische und griechische Worte oder he-

bräische und arabische Reste, oder man sucht die Formel nach Ägypten, in das Alte Testament oder sonst alte Zeiten zu verlegen. Je älter sie aussieht und oft auch je sinnloser, um so größer scheint ihre Wirksamkeit.

Neben solchen Zauberformeln gebraucht man zur Abwehr christliche Gebete. Eine christliche Schlußformel und das Kreuzzeichen schließen vielfach die Zauberhandlung.

Die Krankheit wird persönlich gedacht als ein Wesen, das wie ein lästiger Gast sich an den Menschen und die Tiere klammert und ihnen schadet. In den Heilvorschriften werden öfters Unterredungen zwischen dem Heiland und dem Krankheitsträger erzählt wie in folgendem Mittel gegen den Friesel (Masern): Der Friesel ging über Land; da begegnet ihm der Herr Christus und fragt den Friesel: „Wo willst du hingehen?“ Der Friesel spricht: „Ich will in die Menschen gehen.“ „Was willst du in dem Menschen?“ „Ich will ihm großes Leid bringen; ich will sein Fleisch fressen, ich will sein Blut trinken.“ „Nein, Friesel, das sollst du nicht tun, das verbiet' ich dir im Namen Jesu Christi; du sollst in den grünen Wald gehen und sollst greifen und würgen bis an den jüngsten Tag. Das helfe mir im Namen . . .“ Man stellt sich den Krankheitsträger bisweilen auch als Tier vor, sehr oft als Wurm, oft aber macht man sich keine festumrissene Vorstellung von seiner Gestalt, sondern glaubt an eine unbestimmte Kraft, die gegen die Gesundheit des Menschen wirkt. Dem Volke wird eine solche Kraft anschaulich; sie bekommt Körperlichkeit. So sind die bald menschenähnlichen, bald tierischen Gestalten der Krankheitsträger entstanden, je nach den Eindrücken, welche die Krankheit macht, oder nach Angleichung an besonders auffällige Erscheinungen, an andere Spukgestalten und Gespenster oder sonst nach irgendwelchen persönlichen Erlebnissen.

Krankheiten kann man demnach durch die übliche Geisterbannung vertreiben. Man beschimpft den Krankheitsdämon, verscheucht ihn mit Zauberworten, durch Lärmen oder Schlagen oder findet ihn ab mit einem Geschenk. Er bekommt eine Nachbildung des kranken Körperteils aus Wachs oder im Bilde. So sind zum Teil die Bilder menschlicher Gliedmaßen in Wallfahrtskirchen zu erklären.

Und wer eine Wachshand opfert, dem heilt an der Hand die Wund, und wer einen Wachsfuß opfert, dem wird der Fuß gesund.

Damit deutet Heine in der „Wallfahrt nach Kevlaar“ richtig den Sinn der Opfergaben. Vielfach sind sie auch zum Danke für Heilung

aufgehängt. Die zweite Erklärung ist allerdings oft an die Stelle der ersten getreten, wenn diese nicht mehr verstanden war.

Nach dem Evangelium[36]) bittet ein von Dämonen Besessener den Heiland, zu erlauben, daß die ihn plagenden Dämonen in eine in der Nähe weidende Schweineherde fahren. „Und er erlaubte es ihnen. Da fuhren die Dämonen aus dem Menschen und fuhren in die Schweine." Die Art, wie Jesus den Besessenen heilt, war im Mittelalter viel gebraucht und ist auch heute noch nicht vergessen. Die Dämonen, welche aus dem Kranken verjagt werden, dürfen sich nicht einen beliebigen Aufenthaltsort suchen, sondern es ist ihnen gleich ein bestimmter, im erwähnten Fall die Schweineherde angewiesen. Oft verlangen sie einen solchen Wechsel. Das Schwein war wegen seines Wühlens im Schmutz, seines Grunzens und der stetigen Unruhe nach dem Volksglauben der Sitz unreiner Geister. Darauf ist das Gebot, kein Schweinefleisch zu essen, größtenteils zurückzuführen. Weist man einen bösen Dämon in ein solches, von Dämonen bevorzugtes Tier oder bietet ihm das Tier als Ersatz an, so kann man hoffen, daß er gerne geht und dort bleibt und nicht mehr den Menschen schadet. Sonst kann man eine Krankheit auf ein Tier überleiten, indem man diesem etwas von dem Kranken zu fressen gibt, z. B. Teile seiner Fingernägel unter das Futter mischt.

Vielfach jagt man Krankheitsdämonen in große Wälder, wie oben den Friesel, in Einöden, verlassene Berge und auf das weite Meer hinaus in der Hoffnung, daß sie dort weniger schaden und nicht zurückkommen.[37]) Ähnlich ist das Denken des Volkes, die Krankheit meist allerdings weniger oder gar nicht persönlich vorgestellt, wenn man sie durch fließendes Wasser wegschwemmen läßt oder in die Erde vergräbt oder in einen Baum verpflöckt. Man bohrt zu diesem Zwecke ein Loch in einen Baum, legt ein Läppchen oder irgendetwas anderes, das mit Blut, Eiter oder Schweiß des Kranken getränkt oder sonst mit ihm in Verbindung gebracht ist, auch Haare oder Nägel von ihm und seinen Namen auf Papier geschrieben, hinein, macht das Loch mit einem Holzkeil oder sonst zu. Dann ist die Krankheit eingeschlossen und weicht von dem Leidenden. Wer den Pflock herauszieht, bekommt sie. Vollzieht man eine Heilung der Art, während es zu einer Beerdigung läutet, so ist man der Wirkung um so sicherer. Man geht, während die Glocke zu einer Beerdigung läutet, an fließendes Wasser, streift über seine Warzen nach dem Wasser zu und spricht:

Ihr Warzen weicht,
es läut't zur Leich.

Überhaupt bringt man etwas, das verschwinden soll, am wirkungsvollsten mit dem Tod in Verbindung. Ein mit dem Kranken in Berührung gebrachtes Läppchen wird in ein offenes Grab geworfen oder überhaupt auf dem Friedhof vergraben oder mit der Hand eines Toten berührt. Auch die Zeit des abnehmenden Mondes ist günstig für ein Verfahren zum Beseitigen einer Krankheit.

Der alte Grundsatz, ein Übel durch etwas Gleichartiges zu vertreiben (similia similibus), wird noch vielfach beobachtet. Wer von einem tollen Hund gebissen ist, legt Haare eines Hundes auf seine Wunde. Gegen Gelbsucht spiegelt man sich in einem goldenen Becher, am besten in einem Abendmahlskelch, oder trägt einen goldenen Ring oder Bernstein auf dem bloßen Leib oder verwendet gelbblühende Kräuter. Ein Dämon wird oft verjagt, wenn man ihm einen Spiegel zeigt. Er erschrickt vor seinem eigenen Bilde. Nachtvögel wie Eulen und Fledermäuse gelten als geisterhafte Tiere und werden deshalb an Türen und Wänden zur Verscheuchung von Übeln angenagelt, oder man trägt Teile von ihnen als Amulette.

Viele Krankheiten, vor allem von Kindern, gehen auf „Beschreien" oder „Berufen" zurück. Wenn man einen Menschen lobt, sei es, daß man seine blühende Gesundheit oder sein Glück hervorhebt, so werden die überall lauernden Dämonen neidisch und schädigen ihn. Er wird krank oder hat Unglück in seinen Unternehmungen, in der Familie oder im Stall. Das Beschreien geschieht von seiten boshafter Leute, die ihrem Nebenmenschen schaden wollen. Aber auch jedes Loben, auch gutgemeintes, kann den Neid geisterhafter Mächte heraufbeschwören. Deshalb trifft man Vorkehrungen. Oft kann man, auch in den höchsten Gesellschaftskreisen, von einer Mutter auf die Frage nach dem Befinden ihrer Kinder hören: „Es geht ihnen unberufen gut." Wie durch einen prophylaktischen Gegenzauber tritt die Mutter damit einer möglichen Berufung entgegen. Gewissen Menschen schreibt man auch die Fähigkeit zu, durch ihren Blick anderen Übel zuzufügen. Vor dem „bösen Blick" schützt man sich durch die üblichen Mittel, insbesondere durch Amulette.

Gegen Übel verschiedenster Art hilft alles, was große Lebens- und Segenskraft enthält. Diese Kraft kann man in magischer Weise auf den Kranken übertragen und so seiner leidenden Gesundheit aufhelfen.



Abb. 22. Torschutz.

Die Kraftübertragung wird oft durch Berühren hervorgerufen, oder der segenbringende Gegenstand wird gegessen oder der Kranke wird durch irgendwelche Zaubermittel in ursächlichen Zusammenhang mit segenbringenden Vorgängen oder Gegenständen gebracht. Gegen „Rotlauf" nimmt man in Bayern die drei ersten Zweiglein von Holunderblüten, siedet sie ab und trinkt den Saft; gegen Fieber kaut man das erste Veilchen oder die drei ersten Kornähren, die man findet. Kinder werden, um gesund zu bleiben, im Frühjahr mit Samen überschüttet. Die Kraft der ersten Frühlingstriebe und der Samen belebt die Gesundheit des Menschen von neuem. Überhaupt vertraut man der Heilkraft der Pflanzen viel, wobei Aberglaube und altererbte Kenntnisse öfters verbunden sind.[38]) Auf ein krankes Kind legt man den Brautkranz oder die Brautschürze der Mutter, auf daß der Brautsegen seine Lebenskraft stärke.

Ebenso kann alles Lebenskräftige und Segenspendende als Amulett gebraucht werden und verhindern, daß die Krankheit den Menschen oder die Tiere befällt. Die Vorsorge des Volkes gegen Krankheiten durch zauberische Mittel ist ebenso häufig wie die Heilung durch sie. Drei Kreuzzeichen an der Tür, ein Besen am Tor, eine Gabel auf der Stalltürschwelle, eine Eule oder Fledermaus hindern jedes Übel am Eintritt (Abb. 22.) Wer ein Amulett bei sich hat, wird von keinem Unglück betroffen. Allezeit trugen Soldaten im Kriege solche Schutzmittel bei sich.

Mittel, die durch den Aberglauben eine höhere Wirkung bekommen oder durch das Christentum geheiligt sind, versperren bösen Mächten

den Weg. Auf vier Wegen, die nach dem badischen Ort Emmingen ab Egg führen, steht jeweils eine Gruppe von Holzkreuzen, Pestkreuze genannt. (Abb. 23.) Sie sollen an der Grenze der Gemarkung die Seuche von Menschen und Vieh fernhalten.



Abb. 23. Pestkreuze.

An die Stelle heidnischer Dämonen ist durch das Christentum oft der Teufel getreten. Hat man in Schlesien etwas im Auge, so hebt man das obere Augenlid hoch, spuckt dreimal aus und sagt: „Teufel, geh' raus, Mutter Gottes kommt rein!" Als freundliche Macht, die in den Heilvorschriften im Gespräch oder Streit mit den Krankheitsträgern dargestellt ist, erscheint meist Christus. Christentum und altererbtes oder aus der Antike überkommenes Heidentum stehen unmittelbar nebeneinander, wie ja auch bei Begehungen dieser Art ein festes Vertrauen auf Gott und die Heiligen verbunden ist mit dem Glauben an eine unbestimmte höhere Schicksalsmacht, die man durch Zauberhandlungen bestimmen zu können glaubt, und dem Glauben an die höhere Gewalt einzelner Menschen, Tiere, Pflanzen und Gestirne.

Manche Reste solcher Zaubervorschriften leben noch weiter, ohne daß diejenigen, welche sie anwenden, sich dessen bewußt sind. Oft kann man beobachten, daß eine Mutter, die ihrem Kinde den verletzten Finger verbindet, keinen Knoten macht, sondern den Faden zudreht. In den meisten Fällen weiß die gute Mutter nicht mehr, daß sie nach altem Zauberglauben mit dem Zubinden auch die „Heilung zubinden" würde; sie hat bei ihrer Mutter in solchen Fällen das Zudrehen gesehen und macht es auch so, wenn sie auch sonst bei jedem Knopf, den sie annäht, sorgfältig einen Knoten macht.

3. Jugend, Liebe, Hochzeit.

Auf dem Lande werden die Kinder schon früh zur Arbeit angehalten. Sie helfen zu Hause und im Felde, vor allem hüten sie ihre jüngeren Geschwister und unterhalten sich daneben mit Spielen. Muß das Kind in die Schule gehen, so bleibt ihm allerdings zum Spielen meist nicht mehr viel Zeit. Schon als Kind nimmt es wie jeder Erwachsene teil an Leid und Freud des ganzen Dorfes. Im ganzen wächst es viel ernster und selbständiger auf als das Kind in der Stadt. Es fehlen ihm auch die vielen Gelegenheiten zum Feiern, die das Stadtkind hat. Abgesehen von den geschilderten Jahresfesten freut es sich, wenn es von Vater oder Mutter auf den Jahrmarkt genommen wird; ein gemeinsamer Schulausflug ist ein großer Tag; es kommt ein Theater ins Dorf und spielt die heilige Genovefa oder sonst ein mit viel Rührung aufgenommenes Stück, Landstreicher sammeln alte Lumpen und Knochen und verkaufen dafür Geschirr. Da kauft sich das Kind für längst aufgehobene Knochen eine Kaffeetasse mit einem schönen Bild darauf. Seiltänzer machen für einen Abend Unterhaltung. Neben diesen außergewöhnlichen Abwechslungen haben die Kinder in gewissen Jahreszeiten ihre bestimmten, immer wiederkehrenden Spiele: im Frühjahr Ballspiel und Stelzenlaufen, Tanzknopf und Kugelspiel, im Herbst spielen die Knaben Soldaten oder Jagd; zu jeder Jahreszeit sind Fang-, Versteck- und Reigenspiele üblich. Im Winter wird Schlitten gefahren und Schlittschuh gelaufen; ist ein geeigneter Bach da, so machen sich die Knaben Flöße aus großen Eisstücken und verbringen jede freie Stunde auf dem Wasser.

Ist das Kind aus der Schule entlassen, so ändert sich sein Leben vielfach wie mit einem Schlag: es rechnet sich jetzt zu den Erwachsenen. Mädchen und Buben kommen auf der Dorfstraße, im Wirtshaus und an den Winterabenden in Privathäusern und dann bei den Festen im Dorf und in der Umgebung zusammen. Dabei besingen sie in fröhlichen und schwermütigen Volksliedern meist ihre Liebe.[39]) Bei solchen Zusammenkünften und bei der gemeinsamen Arbeit wird aus der Jugendfreundschaft oft ein Liebesverhältnis und später eine Ehe. Im ganzen herrscht bei den Zusammenkünften der jungen Leute ein gutes Verhalten. Gerade in Bauernkreisen gelten bisweilen strenge Anstandsregeln. Die Eltern haben deshalb meist gegen die Zusammenkünfte der jungen Leute nichts einzuwenden. Denn heiraten sollen sie schließlich einander, und „man soll keine Katz' im Sack kaufen". Nur bei

heimlichen Liebschaften sind die Eltern hinterher, so streng geht's dabei allerdings nicht zu, wie's in dem bekannten schwäbischen Lied heißt:

Won i hau mei Schätzle g'nomme hot mei Muetter grausig dau, hot mi bei de Aure g'nomme d' Stiege abi pfludere lau.

Das Volk will im allgemeinen nichts von Ehelosigkeit wissen. Für Junggesellen und alte Jungfern, die ihr Leben nutzlos verbracht haben, kennt der Volkswitz allerhand Strafen nach dem Tode: sie müssen Frösche nach Jerusalem treiben oder ihnen Gamaschen stricken, Blitze wetzen, Nebel schichten, in der Hölle Schwefelhölzchen und Zunder feilbieten, im Himmel Schneeflocken zupfen und sonst überflüssige Arbeit verrichten.

Im allgemeinen heiraten die Burschen auf dem Lande gern ein Mädchen aus ihrem Dorf nach dem erprobten Grundsatz: „Heirat über den Mist, no weißt, wer's ist." Hat der Bursche ein „Verhältnis" zu einem Mädchen, so macht er diesem manchmal Geschenke, kommt öfters verschwiegen mit ihm zusammen und schenkt ihm bei Festen und vor allem beim Tanzen mehr Aufmerksamkeit als anderen Mädchen. Ist er soweit selbständig, daß er glaubt, eine Familie ernähren zu können, und ist das Mädchen mit ihm einig, dann werden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.[40]) Der Bursche frägt persönlich oder durch Vermittlung anderer bei den Eltern seines Schatzes an, ob sie einer Verheiratung zustimmen. Vielfach haben die Eltern schon längst stillschweigend ihre Einwilligung gegeben, und die Anfrage ist nur eine Formsache. Steht der Verbindung der jungen Leute grundsätzlich nichts im Wege, so besuchen sich die beiderseitigen Eltern. Dabei werden die Vermögensverhältnisse und überhaupt die geschäftliche Seite der Ehe besprochen. Oft ist ein endgültiges Ja oder Nein erst von dieser Besprechung abhängig.

Eine Verlobung, wie sie in der Stadt üblich ist, kennt man auf dem Lande meist nicht. Man gibt sich auf andere Weise ein bindendes Versprechen. Vielfach gelten Bursche und Mädchen von dem Tage an, an dem ihre bevorstehende Hochzeit von der Kanzel aus verkündet worden ist, als Brautleute. Steht der Verbindung nichts mehr im Wege, so erfolgen die Einladungen zur Hochzeit. Hierbei sind mancherlei Förmlichkeiten üblich. Bisweilen laden Braut und Bräutigam selbst ein und zwar im ganzen Dorf, von Haus zu Haus. In der Gegend von Donaueschingen (Baden) hat die Braut dabei einen Korb am Arm und bekommt in jedem Haus ein Stück Brot zum Segen für den künftigen



Abb. 24. Vorspannen.

Hausstand, das „Glücksbrot". Bisweilen ergeht die Einladung durch Verwandte, durch den Brautführer und eine Brautjungfer oder durch den Küster. Öfters ist dazu ein besonderer Hochzeitsbitter bestellt. Er ist bunt geschmückt, hat einen Degen oder Stab oder wenigstens einen Regenschirm bei sich und sagt seine Einladung in Süddeutschland meist sehr kurz, in Norddeutschland dagegen oft in einem weitschweifigen Spruch her.

Das Brautpaar ist bis zur Hochzeit von bösen Mächten umdroht, die ihm sein Glück neiden. Vor allem suchen sie sich der Braut zu bemächtigen. Sie trägt deshalb schützende Kräuter bei sich, geht abends nicht mehr aus oder hat wenigstens dabei ein Tuch um den Kopf. In Westfalen wird am Abend des ersten Aufgebots vor den Häusern der Brautleute durch Schießen, mit Kannen, Deckeln und Töpfen Lärm gemacht, um böse Geister zu verscheuchen. Fährt der Brautwagen nach auswärts, so findet vielfach das Lärmen bei seiner Abfahrt statt, oder der Wagen wird durch eine über den Weg gespannte Kette oder ein Seil angehalten. An dem Seil ist manchmal ein rotes Bändchen an-

gebracht, weil der roten Farbe übelabwehrende Wirkung zugeschrieben wird. Bei dem Anhalten sollen alle bösen Wesen, die etwa mit dem Wagen fahren wollen, zurückbleiben. Der Wagen darf nach Entrichtung eines Lösegeldes weiterfahren. (Abb. 24.) Geht das Brautpaar zur Kirche, so wird, wie bei der Taufe, am Wege durch Schießen Lärm gemacht. Oder bei der Fahrt zur Kirche werden Topfscherben zwischen die Räder geworfen. Besonders am Abend vor der Hochzeit ist es in Norddeutschland Sitte, alte Töpfe vor dem Heim des Brautpaares oder den Wohnungen beider entzweizuwerfen. Ehemals waren die an diesem Lärm beteiligten Personen mancherorts maskiert. Diese Volkssitte ist jetzt als Polterabend auch in der Stadt verbreitet oder wenigstens dem Namen nach bekannt. Meist wird allerdings das Lärmen weggelassen, und es findet nur eine häusliche Vorfeier der Hochzeit statt.

Am Hochzeitstage beginnt manchmal die Feier schon vor der Trauung mit Essen und Trinken. Diese Vorfeier ist unter dem Namen Morgen- oder Brautsuppe weit verbreitet. Sie war ehemals so ausgiebig, daß bisweilen die Gäste betrunken zur kirchlichen Feier kamen und deshalb von der Geistlichkeit und den weltlichen Behörden gegen zu üppige Morgensuppen eingeschritten wurde. Bei der Morgensuppe, selten schon beim Verlobungsessen, oder auch erst nach der Trauung müssen die Brautleute miteinander aus einem Geschirr essen und aus einem Glas trinken, um die beginnende Lebensgemeinschaft zu weihen und zum Ausdruck zu bringen, ein Brauch, der an die altrömische, sakrale Form der Eheschließung durch die confarreatio, d. h. das gemeinsame Essen eines geweihten Speltkuchens erinnert.

Zur Trauung geht man in Süddeutschland meist zu Fuß in die Kirche, in Norddeutschland wird vielfach gefahren, früher wurde auch geritten. Nach der kirchlichen Feier geht an vielen Orten das junge Paar auf den Friedhof, um der dort begrabenen Angehörigen, besonders etwa schon verstorbener Eltern, zu gedenken, und um ihren Segen zu bitten. Sie werden „zu Gaste geladen“, wie man in Saarlouis sagt.

Dann beginnt zu Hause oder im Gasthaus das feierliche und reichliche Hochzeitsessen, das sich bis in die späte Nacht hinein zieht, ja oft an den folgenden Tagen fortgesetzt wird. Nachts entfernt sich das junge Paar. Es wird öfters von der Hochzeitsgesellschaft nach Hause, sogar bis ins Schlafzimmer begleitet. Das Tanzen war früher häufig nicht erst nach dem Essen oder in den Zwischenpausen üblich, son-



Abb. 25. Braut und Brautjungfer aus niedersächsischem Gebiet.

dern fing manchmal schon vor der Trauung an. Man tanzte vor der Kirche, im Brauthaus und Gasthaus. Manche Tänze hatten ganz bestimmten rituellen Charakter.

An die verschiedenen Teile der Hochzeitsfeier schließt sich der Volksglaube in mannigfacher Form an. Alle derartigen Betätigungen sollen das Brautpaar schützen vor den Nachstellungen böser Geister, sollen Fruchtbarkeit und Segen in die neue Ehe bringen, oder sie deuten auf Trennung der Braut von ihrer Familie und ihre Aufnahme in den neuen Hausstand. Die Schutzmaßregeln, die schon mit der Verlobung oder dem gleichbedeutenden Eheversprechen beginnen und, wie wir gesehen haben, die jungen Leute während des ganzen Brautstandes begleiten, sind am Hochzeitstage besonders zahlreich. Dem Bräutigam wird seine Braut zunächst versteckt, oder man führt ihm ein häßliches altes Weib oder ein kleines Mädchen statt der Braut vor. Erst nach einigem Hin und Her bekommt er die wahre Braut zu sehen. Dies ist jetzt ein Scherz, welcher dem Bräutigam gespielt wird, beruht aber ursprünglich auf der Absicht, die lauernden Dämonen über die wahre Braut im ungewissen zu lassen. Die falsche Braut soll nach böhmischem Volksglauben „der wirklichen Braut das Unglück aus dem Hause tragen". Zum gleichen Zweck müssen die Brautjungfern dieselbe Kleidung haben wie die Braut selbst. (Abb. 25 u. 27.) Das Brautpaar geht aus demselben Grunde nie allein, sondern ist stets umgeben von Brautjungfern und Brautführern. In der Kirche bleibt das Paar eng beisammen, damit die bösen Geister sich nicht dazwischen drängen. Der Brautführer trug ehemals einen Degen oder Stock bei sich. Er machte vor dem Eintritt zur Kirche mit dem Degen drei Kreuze auf die Schwelle. Die Brautjungfern tragen in Brandenburg brennende Lichter. In Schaumburg-Lippe haben die Brautknechte und die Pferde des Brautwagens übelabwehrende Spiegel an sich hängen. Die rote Farbe, die vielfach bei Hochzeiten vertreten ist, darf zum Teil auch hierher gerechnet werden. Einzelne Teile der Brautkleidung, besonders vom Kopfschmuck, werden wohl ebenfalls so aufzufassen sein. Bisweilen kommt es noch vor, daß die Braut zum Schutz gegen feindliche Einflüsse verhüllt wird. Denselben Zweck hatte ursprünglich der von den alten Römern übernommene Brautschleier. Auch die Verhüllung der Hände, die bisweilen mit der Überreichung oder dem Wechsel der Ringe verbunden ist, wird eine Schutzhandlung sein. (Abb. 26.) Neben dem



Abb. 26. Braut und Bräutigam.

Schießen sind für die Fahrt nach der Kirche und zurück noch andere Vorschriften gegeben. Man fährt sehr schnell und nur auf bestimmten Wegen, vor der Heimfahrt von der Trauung reitet man einige Male um den Bräutigam oder geht zu Fuß um das Brautpaar herum, oder der Bräutigam umkreist allein seine Braut. Dadurch wird um die Schutzbedürftigen ein magischer Kreis gezogen; wer sich innerhalb des Kreises befindet, ist gegen Übel gefeit. Bei der Heimkehr wird bisweilen das Brautpaar nicht durch den Haupteingang, wo böse Geister es voraussichtlich erwarten, sondern durch eine Nebentür oder eine Zaunlücke eingelassen. Die junge Frau darf die Türschwelle nicht berühren, sondern muß drüber hüpfen oder getragen werden, um nicht mit den ihr noch fremden Geistern des neuen Hauses, die unter der Schwelle hausen, in Berührung zu kommen. Beim Hochzeitsmahle sitzt die junge Frau geschützt im Brautwinkel oder im Herrgottswinkel. In Jamund bei Köslin wurden an ihrer Stuhllehne Glöckchen, Steinchen oder Scherben angebracht. Öfters brennen an ihrem Tischplatz Lichter. Das Brautbett wird bisweilen vom Priester gegen teuflische Einflüsse geschützt und zum Segen des jungen Paares geweiht. Auch der Volksaberglaube hat hier allerhand Schutzmaßregeln. Enthaltung vom ehelichen Verkehr während der ersten Tage war früher zur Vorsicht öfters beobachtet.[41])

Neben diesen Abwehrmaßregeln kennt das Volk Mittel, durch welche der Segen herbeigeführt werden soll. Dem jungen Paare pflanzt man einen Maien vor das Haus oder bringt kleine Maien am Haus an. (Abb. 27.) Die Trauung muß bei zunehmendem Tageslicht, also vor 12 Uhr sein. Die Braut hat auf dem Wege zur Kirche ein Geldstück im Schuh. Der Myrtenkranz deutet ursprünglich mit seinen im-



Abb. 27. Hochzeit aus dem Kinzigtal (Baden).

mergrünen Blättern auf außergewöhnliche Lebenskraft und Segen. Er ist aus der Antike übernommen und wird jetzt meist als Kennzeichen für die keusche Braut angesehen. Mädchen, die vor der Hochzeit schon ein Kind hatten, tragen deshalb an vielen Orten keinen Myrtenkranz.[42]) Nach der Rückkehr aus der Kirche wurde die Braut bisweilen nach uralter Sitte mit Getreidekörnern und Erbsen überschüttet. Vor der Braut steht in der Uckermark beim Essen der Brautapfel auf drei Goldstücken, die von den nächsten Verwandten geschenkt sind. Auch andere Gäste stecken Geldstücke in den Apfel. Während des Hochzeitsessens, des Tanzens und vor allem beim Heimfüh-

ren der jungen Frau fehlt es nicht an Segenswünschen mit Anspielungen auf die zu erwartenden Kinder. Wenn eine Jungfrau oder junge Frau das Brautbett herrichtet, hat das Paar Segen zu erwarten.

In einigen Bräuchen kommt die Trennung vom „ledigen Stand" und von der Familie und die Aufnahme in das neue Leben zum Ausdruck. Die Braut soll beim Verlassen ihres alten Heimes weinen und sich sträuben. Bisweilen geschah dies in ganz bestimmten Formen. Bei ihrer Übergabe an den Bräutigam wird ein Stab zerbrochen, womit gesagt ist, daß sie jetzt aus der alten Sippe ausscheidet und in die Familie des Bräutigams übergehen kann. Diese Sitte, die heute noch bei Hinrichtungen üblich ist, wurde nach altdeutschem Recht beim Austritt aus einer Gemeinschaft häufig angewandt. Für die Hochzeit ist sie durch Raphaels Sposalizio Marias bekannt. Beim mecklenburgischen „Rückelreih" wird die Braut aus der Gemeinschaft der Unverheirateten herausgetanzt und von den verheirateten Frauen und dem Bräutigam im Tanz aufgenommen. Zum Schluß des Hochzeitstages wird, meist von verheirateten Frauen, der Braut der Kranz oder die Brautkrone abgenommen und die Frauenhaube aufgesetzt. Im neuen Heim muß sie manchmal den Herd oder den Mist umwandeln und sich den Haustieren, insbesondere den Bienen, vorstellen.

4. Der Tod.

Das umheimlichste Rätsel im Leben des Menschen ist der Tod. Deshalb ist er am meisten vom Aberglauben umwuchert. Aus verschiedenen Anzeichen glaubt man sein Kommen voraussagen zu können. Liegt ein Mensch im Sterben, so sucht man ihm persönliche und kirchliche Tröstungen und Hilfe jeder Art zu verschaffen. Daneben ist der Volksglaube eifrig besorgt, daß der Sterbende keinen Schaden erleide durch teuflische Mächte, die seiner Seele habhaft werden wollen, und daß andererseits von den Angehörigen niemand durch den Toten zu Schaden komme. Man schreibt nämlich allgemein Verstorbenen die Neigung zu, andere Menschen, besonders Angehörige und Nachbarn mit sich zu nehmen. Bisweilen hält man die Seele geradezu für boshaft und den Menschen feindlich gesinnt. Solchem Glauben entsprechend gilt die Fürsorge des Volksglaubens einmal dem Sterbenden, dann den Hinterbliebenen.

Teuflische Mächte wagen sich nicht an den Sterbenden heran, wenn man ihm eine Bibel unter das Kissen legt oder ein Kreuz in die

Hand gibt oder mit Glöckchen um ihn herum läutet. Sie werden auch ferngehalten durch Lichter, die im Sterbezimmer brennen. Mancherorts wird eine vom Papst geweihte Kerze um das Bett oder um Mund und Nase des Sterbenden herumgeführt. In der Sterbekammer muß, solange der Tote darin liegt, Licht brennen. Während die Leiche im Hause ist, wird entweder die ganze Nacht oder wenigstens bis etwa Mitternacht Leichenwache gehalten. Dabei betet man für den Verstorbenen und flicht ihm in manchen Gegenden Kränze, trinkt und erzählt sich.



Abb. 28. Kapelle mit Totenbrettern.

Steht der Tod eines Menschen nahe bevor, so soll man die Fenster öffnen oder einen Ziegel im Dach losmachen, damit die Seele einen Ausweg findet. Das Sterben wird dem Menschen dadurch erleichtert, und die Angehörigen erleiden durch Zusammensein mit seiner Seele keinen Schaden. Gelegentlich herrscht noch der Brauch, auf den Sterbenden etwas Erde zu legen oder ihn auf den Erdboden zu betten. Die Berührung mit der Erde macht ihm das Sterben leicht. Denn in ihrem mütterlichen Schoße soll er fortan ruhen, bis er daraus zu neuem Leben geboren wird. Ist der Leichnam aus dem Hause, dann schließt man Fenster und Türen, sonst könnte die Seele zurückkommen. Dem Leichenzug schüttet man Wasser oder Feuer nach, um eine Wiederkehr der Seele zu verhüten. Denn beides scheut sie. Deshalb wateten die Wenden in der Lausitz auf dem Rückweg vom Friedhof durch Wasser. Die Trauerkleidung ist von einigen Forschern auf den Wunsch zurück-



Abb. 29. Totenbretter

geführt worden, sich dadurch dem Toten unkenntlich zu machen. Zu dieser Ansicht führte eine vergleichende Zusammenstellung des Kleiderwechsels bei Trauer: Völker, die im allgemeinen ganz oder fast ganz nackt gehen, bekleiden sich bei Trauer in ihrer Familie oder Nachbarschaft ganz oder beschmieren ihren Körper, so daß sie sehr entstellt aussehen, andere, die im allgemeinen bekleidet sind, gehen bei Trauer nackt. Bei uns ist jedenfalls jetzt von solchen Gedanken keine Rede mehr. Schwarz erscheint als düstere Farbe fast allgemein für Trauerkleidung passend. Überall ist das allerdings nicht der Fall. Auch andere Farben sind üblich. Im hessischen Hinterland z. B. tragen die Mädchen bei tiefer Trauer eine weiße Mütze statt der sonst üblichen roten, ein blaues Halstuch statt eines grünen, die Troddeln der Strumpfbänder sind grünblau statt grünrot.

Die Äußerungen des Volksglaubens den verstorbenen Angehörigen gegenüber mögen dem Fernstehenden hart und herzlos erscheinen. Aber sie entspringen doch nur dem Willen zum Leben und dem Grauen vor dem Tode. Beim einzelnen Todesfall und draußen auf dem

Schlachtfelde, wo Hunderte zusammen sterben, erweist sich immer wieder der Trieb zum Leben da am stärksten, wo der Tod in nächster Nähe ist. Daß unser Volk nicht hart ist gegen seine Toten, zeigt die innige Art, wie ihr Andenken in Ehren gehalten wird. In katholischen Gegenden werden vielfach gedruckte Blätter mit dem Bilde des Verstorbenen, kurzen Angaben über sein Leben und mit Gebeten, die ihm zugedacht werden können, an Verwandte und Bekannte gegeben. In Süddeutschland ist die Sitte, durch Leichenbretter an den Toten zu erinnern, noch weit verbreitet. (Abb. 28 und 29.) Die Bretter, auf welche die Verstorbenen bald nach Eintritt des Todes gelegt worden sind, will man nicht mehr für das tägliche Leben benutzen. Sie werden an Wegen, Kapellen oder sonst in Wald und Feld aufgestellt oder auf einen Fußweg oder einen Steg gelegt oder hängen an Bäumen. Der Wanderer soll durch sie gemahnt werden, des Toten zu gedenken und für ihn zu beten. Bisweilen sind auf den Brettern nur drei Kreuzlein eingeschnitten, meist enthalten sie die Namen der Verstorbenen mit kurzen Angaben, manchmal auch einen Vers, wie sie sich auf Grabkreuzen, Steinen und Marteln finden. Oben und unten sind sie etwas abgeschrägt, mit einem Kreuz und auch mit bescheidener Malerei geschmückt. (Abb. 29.)

Auf den Gräbern selbst werden jetzt vielfach statt der einfachen und schönen Kreuze aus Holz oder Schmiedeeisen Grabsteine hergestellt, die städtischem Brauch angepaßt und oft recht häßlich sind. Das Verständnis für die schönen schmiedeeisernen Grabkreuze, die noch in großer Anzahl in Speichern und Gängen oder an der Friedhofmauer verrosten, ist beim Volke leider meist geschwunden.

Stirbt ein Mensch nicht zu Hause, sondern durch einen Unglücksfall draußen, so wird an der Stelle, wo er verunglückte, ein Stein, ein Kreuz oder Bildstöckchen angebracht. Eine Inschrift erzählt den Vorfall und mahnt den Vorbeigehenden, allezeit auf die Ewigkeit bedacht zu sein.

Das Andenken der Toten wird außerdem im engen Familienkreise bei allgemeinen Totenfesten und im öffentlichen Gottesdienst geehrt. Sorgfältig gepflegte Blumen auf dem Grabe zeugen von der treuen Hand der Hinterbliebenen.

Literatur.

1) Folgende Werke geben Darstellungen deutscher Feste und Volksbräuche und sind von mir öfters benutzt: Wolfg. Bauernfeind, Aus dem Volksleben, Sitten, Sagen und Gebräuche der Nordoberpfalz (Regensburg 1910); F. J. Bronner, Von deutscher Sitt' und Art, Volkssitten und Volksbräuche in Bayern und den angrenzenden Gebieten (München 1908); Eugen Fehrle, Badische Volkskunde (Leipzig 1921); E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes (Zürich 1915); A. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im Deutschen Westböhmen, Beiträge zur deutsch-böhm. Volkskunde VI (Prag 1905); E. Kück und H. Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks (Berlin 1911); O. Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde (Leipzig 1917); E. H. Meyer, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert (Straßburg 1900); M. P. Nilsson, Die volkstümlichen Feste des Jahres, Rel. gesch. Volksb. III 17/18 (Tübingen 1914); R. Reichhardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch [2] (Jena 1911); P. Sartori, Sitte und Brauch, Handbücher z. Volkskunde Bd. 5—8 (Leipzig 1910–14); Schlesiens volkstümliche Überlieferungen Bd. 2, hrg. v. F. Voigt und Th. Siebs; Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien (Leipzig 1903 u. 1906); A. Wrede, Rheinische Volkskunde (Leipzig 1919); A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart [3] von E. H. Meyer (Berlin 1900).

2) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 28 (1918) S. 1ff.

3) H. Usener, Kleine Schriften (Leipzig 1913) S. 442ff.

4) G. Anrich, Hagios Nikolaos. Der heilige Nikolaus in der griechischen Kirche (Leipzig 1913/17).

5) Archiv für Religionswissenschaft 19 (1918/19) S. 50ff., 316ff.

6) Hessische Blätter für Volkskunde 9 (1910) S. 161ff.

7) A. Tille, Die Geschichte der deutschen Weihnacht (Leipzig 1893); A. Meyer, Das Weihnachtsfest, seine Entstehung und Entwicklung (Tübingen 1913); Schweizer. Archiv für Volkskunde VII (1903) S. 102ff.

8) K. Holl, Der Ursprung des Epiphanienfestes (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaft 1917).

9) Hessische Blätter für Volkskunde 11 (1912) S. 215ff.

10) Schweizer. Archiv für Volkskunde 16 (1912) S. 65ff.

11) Archiv für Religionswissenschaft 19 (1918/19) S. 122ff.

12) Schweizer. Archiv für Volkskunde 20 (1916) S. 380ff.

13) Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst (1918) S. 172.

14) S. Eitrem, Opferritus und Voropfer der Griechen und Römer (Christiania 1915) S. 136.

15) Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet (Braunschweig 1910) S. 162ff.

16) Archiv für Religionswissenschaft 17 (1914) S. 139ff.

17) Badische Heimat. Zeitschrift für Volkskunde usw. I (1914) S. 161 ff.; E. Otto, Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwickelung (Leipzig 1913) S. 132 ff.
18) Das festliche Jahr (Leipzig 1863) S. 50 ff.
19) E. Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum (Gießen 1910) S. 59 ff.
20) Bayerische Hefte für Volkskunde I (1914) S. 209 ff. II (1915) S. 73 ff.
21) Feste und Bräuche des Schweizervolkes (Zürich 1913) S. 137 ff.
22) A. Dieterich, Kleine Schriften (Leipzig 1911) S. 324 ff.; Hessische Blätter für Volkskunde 6 (1907) S. 145 ff.
23) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 25 (1915) S. 215 ff.
24) H. Usener, Vorträge und Aufsätze (Leipzig 1907) S. 139 ff.
25) Frauenrechtliches in Brauch und Sitte (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, Kaiserslautern 1913) IV S. 10 f.
26) A. v. Domaszewski, Abhandlungen zur römischen Religion (Leipzig 1909) S. 171 ff.
27) Schweizer. Archiv für Volkskunde 16 (1912) S. 65 ff.
28) E. Kück, Das Bauernleben der Lüneburger Heide (Leipzig 1906); H. Gerdes, Geschichte des deutschen Bauernstandes (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 320) S. 35 ff.; E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Beiträge zur vergleichenden Volkskunde (Leipzig 1911); B. Heil, Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 43) S. 141 ff.; R. Mielke, Das deutsche Dorf (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 192) S. 105 ff.; R. Reichhardt, Geburt, Hochzeit und Tod im deutschen Volksbrauch und Volksglauben (Jena 1913); E. Zeh, Heimatkunde des bayerischen Bezirksamtes Rehau. Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde (Verlag des Stadtmagistrates Rehau 1919), bes. S. 280 ff.
29) A. Dieterich, Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion [2] (Leipzig 1912).
30) A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie [2] (Leipzig 1910) S. 153 f.
31) A. Dieterich, Mutter Erde S. 23 ff.
32) Troels-Lund, Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten, deutsch von L. Bloch (Leipzig 1901).
33) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 7 (1897) S. 42 ff.
34) A. Dieterich, Kleine Schriften S. 512 ff.
35) Hessische Blätter für Volkskunde 13 (1914) S. 154 ff.
36) Matth. 8, 28 ff.; Mark. 5, 1 ff.; Luk. 8, 26 ff. Vgl. Badische Heimat 1 (Karlsruhe 1914) S. 94 f.
37) R. Wünsch, Zur Geisterbannung im Altertum (Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau 1911) S. 9 ff.
38) F. Söhns, Unsere Pflanzen [5] (Leipzig 1912).
39) J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied [5] (Aus Natur und Geisteswelt 7).
40) H. Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz I (Straßburg 1914).
41) E. Fehrle, Die kultische Keuschheit S. 40 ff.
42) Desgl. S. 239 ff.

Alphabetisches Wortverzeichnis.

Abbildungsverzeichnis.

Für Überlassung von Bildern bin ich zu Dank verpflichtet den Herren Philippsen, Flensburg (Abb. 1), Dr. Spamer, München (Abb. 10), Kunstmaler Mezger, Überlingen (Abb. 11), Herrn Fachlehrer Pistor, Schmalkalden (Abb. 17), Frau Marie-Andree Eysn, München (Abb. 16, 21 u. 29), Herrn Prof. Sauer, Freiburg (Abb. 23; vgl. Mein Heimatland I S. 72, Karlsruhe 1914), dem Bayerischen Verein für Volkskunst und Volkskunde (Abb. 28. Die Abb. ist gemacht nach einer Zeichnung von Herrn Hauptlehrer Brunner in Cham).



Verzeichnis der bisher erschienenen Bände innerhalb der Wissenschaften alphabetisch geordnet

I. Religion, Philosophie und Psychologie.

Anthroposophie s. Theosophie
Ästhetik. Von Prof. Dr. R. Hamann. 2. Aufl. (Bd. 345.)
— **Einführung in die Geschichte der Ä.** Von Dr. H. Nohl. (Bd. 602.)
Astrologie siehe Sternglaube.
Aufgaben u. Ziele d. Menschenlebens. Von Prof. Dr. J. Unold. 5. verb. A. (Bd. 12.)
Bergpredigt, Die. Von Prof. D. Dr. H. Weinel. (Bd. 710.)
Bergson, Henri, der Philosoph moderner Relig. Von Pfarrer Dr. E. Ott. (Bd. 480.)
Berkeley siehe Locke, Berkeley, Hume.
Buddha. Leben u. Lehre d. B. V. Prof. Dr. R. Pischel. 3. A., durchges. v. Prof. Dr. H. Lüders. Mit 1 Titelb. und 1 Taf. (Bd. 109.)
Calvin, Johann. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. 2. Aufl. (Bd. 247.)
Christentum, Das, im Kampf u. Ausgleich m. d. griech.-röm. Welt. Studien u. Charakterist. a. s. Werdezeit. V. Prof. Dr. J. Geffcken. 3. umg. Afl. (Bd. 54.)
— **Die Religion des Urchristentums.** Von Prof. D. Dr. H. Windisch. (Bd. 641.)
— **Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation.** Von Prof. D. Dr. K. Sell. 2 Bde. (Bd. 297, 298.)
— siehe Jesus, Kirche, Mystik im Christent.
Ethik. Grundzüge d. E. M. bes. Berücksicht. d. päd. Probl. 2. Aufl. V. E. Wentscher. (Bd. 397.)
— s. a. Aufg. u. Ziele, Sexualethik, Sittl. Lebensanschauungen, Willensfreiheit.
Freimaurerei, Die. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt u. ihre Geschichte. Von Geh. Rat Dr. L. Keller. 2. Aufl. von Geh. Archivrat Dr. G. Schuster. (463.)
Griechische Religion siehe Religion.
Handschriftenbeurteilung, Die. Eine Einführung in die Psychol. d. Handschrift. Von Prof. Dr. G. Schneidemühl. 2., durchges. u. erw. Aufl. Mit 51 Handschriftennachbild. i. T. u. 1 Taf. (Bd. 14.)
Heidentum siehe Mystik.
Hellenistische Religion siehe Religion.
— s. auch Hellenismus Abt. IV.
Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis Herbarts. (Bd. 164.)
Hume siehe Locke, Berkeley, Hume.
Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. 3. Aufl. (Bd. 199.)
Jesuiten, Die. Eine histor. Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 4. Aufl. (Bd. 49.)
Jesus. Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Kirchenrat Pfarrer D. Dr. P. Mehlhorn. 3. umg. Aufl. (Bd. 137.)
— **Die Gleichnisse Jesu.** Zugleich Anleitung zum quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Prof. D. Dr. H. Weinel. 4. Aufl. (Bd. 46.)
— s. auch Bergpredigt.
Israelitische Religion siehe Religion.
Juden, Geschichte der. J. s. Abt. IV.
Kant, Immanuel. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. O. Külpe. 5. Aufl. hrsg. v. Prof. Dr. A. Messer. Mit 1 Bildnis Kants. (Bd. 146.)
Kirche. Geschichte der christlichen Kirche. Von Prof. Dr. H. Frhr. v. Soden: I. Die Entstehung der christlichen Kirche. (Bd. 690.) II. Vom Urchristentum zum Katholizismus. (Bd. 691.)
— siehe auch Staat und Kirche.
Kriminalpsychologie s. Psychologie d. Verbrechers, Handschriftenbeurteilung.
Kulturreligionen s. Religion.
Leben. Das L. nach dem Tode i. Glauben der Menschheit. Von Prof. D. Dr. C. Clemen. (Bd. 544.)
Lebensanschauungen siehe Sittliche L.
Leib und Seele. Von Dr. phil. et med. G. Sommer. (Bd. 702.)
Locke, Berkeley, Hume. Die großen engl. Philos. Von Oberlehrer Dr. P. Thormeyer. (Bd. 481.)
Logik. Grundriß d. L. Von Dr. K. J. Grau. (Bd. 637.)
Luther. Martin L. u. d. deutsche Reformation. Von Prof. Dr. W. Köhler. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis Luthers. (Bd. 515.)
— s. auch Von L. zu Bismarck Abt. IV.

Mechanik d. Geisteslebens, Die. V. Geh. Medizinalrat Direktor Prof. Dr. M. Verworn. 4. A. M. 19 Abb. (Bd. 200.)
Mission, Die evangelische. Geschichte. Arbeitsweise. Heutiger Stand. V. Pastor S. Baudert. (Bd. 406.)
Mystik. M. i. Heidentum u. Christentum. V. Prof. Dr. Edv. Lehmann. 2. Aufl. V. Verf. durchg. übers. v. A. Grundtvig. (Bd. 217.)
— s. auch Okkultismus, Theosophie.
Mythologie, Germanische. Von Prof Dr. J. von Negelein. 3. Aufl. (Bd. 95.)
Naturphilosophie. Von Prof. Dr. J. M. Verweyen. 2. Aufl. (Bd. 491.)
Okkultismus, Spiritismus u. unterbew. Seelenzustände. Von Privatdoz. Dr. R. Baerwald. (Bd. 560.)
Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. Frh. v. Soden. 4. Aufl. Mit 1 Plan von Jerusalem und 3 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)
— **P. u. s. Kultur in 5 Jahrtausenden.** Nach d. neuest. Ausgrabgn. u. Forschgn. dargest. von Prof. Dr. P. Thomsen. 2., neubearb. Aufl. M. 37 Abb. (260.)
Paulus, Der Apostel, u. sein Werk. Von Prof. Dr. E. Vischer. 2. A. (Bd. 309.)
Philosophie, Die. Einführ. i. d. Wissensch., ihr Wes. u. ihre Probleme. Von Realgymnasialdir. H. Richert. 3. A. (186.)
— **Einführung in die Ph.** Von Prof. Dr. R. Richter. 4. Aufl. von Priv.-Doz. Dr. M. Brahn. (Bd. 155.)
— **Führende Denker.** Geschichtl. Einleit. in die Philosophie. Von Prof. Dr. J. Cohn. 4. Aufl. Mit Bildn. (Bd. 176.)
— **Die Phil. d. Gegenw. in Deutschland.** V. Prof. Dr. O. Külpe. 7. Aufl. (41.)
Poetik. Von Dr. R. Müller-Freienfels. (Bd. 460.)
Psychologie. Einführ. i. d. Ps. V. Prof. Dr. E. von Aster. 2. Afl. M. 4 Abb. (492.)
— **Psychologie d. Kindes.** V. Prof. Dr. R. Gaupp. 4. Aufl. M. 17 Abb. (213/214.)
— **Psychologie d. Verbrechers.** (Kriminalpsychol.) V. Strafanstaltsdir. Dr. med. P. Pollitz. 2. Aufl. M. 5 Diagr. (Bd. 248.)
— **Einführung in die experiment. Psychologie.** Von Prof. Dr. N. Braunshausen. 2. Afl. M. 17 Abb. i. T. (484.)
— **Ergebnisse d. angewandten P.** Von Dr. phil. et med. E. Stern. (Bd. 771.)
— s. auch Handschriftenbeurteilg., Hypnotismus u. Sugg., Mechanik d. Geistesleb., Poetik, Seele d. Menschen, Veranlag. u. Vererb., Willensfreiheit; Pädag. Abt. II.
Reformation siehe Calvin, Luther.
Religion. Die Stellung der R. im Geistesleben. Von Konsistorialrat Lic. Dr. P. Kalweit. 2. Aufl. (Bd. 225.)
— **Einführung i. d. vergl. R.-Geschichte.** Von Prof. D. Dr. K. Beth. (Bd. 658.)
— **Die nichtchristlichen Kulturreligionen in ihrem gegenw. Zustand.** Von Prof. D. Dr. C. Clemen. 2 Bde. (Bd. 533/34.)
Religion. Die Religion der Griechen. Von Prof. Dr. E. Samter. M. Bilderanh. (Bd. 457.)
— **Hellenistisch-röm. Religionsgesch.** Von Hofpredig. Lic. A. Jacoby. (Bd. 584.)
— **Die Grundzüge der israelitischen Religionsgesch.** V. Prof. D. Fr. Giesebrecht. 3. Aufl. V. Geh. Konsistorialrat Prof. D. A. Bertholet. (Bd. 52.)
— **Religion u. Naturwissensch. in Kampf u. Fried.** E. geschichtl. Rückbl. V. Pfarr. Dr. A. Pfannkuche. 2. A. (Bd. 141.)
— **Die relig. Strömungen der Gegenwart.** V. Sup. D. A. H. Braasch. 3. A. (66.)
— s. a. Bergson, Buddha, Calvin, Christentum. Leben nach dem Tode, Luther.
Religiöse Erziehung siehe Abt. II.
Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. 3. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 180.)
Schopenhauer, Seine Persönlichk., s. Lehre, s. Bedeutung. V. Realgymnasialdir. H. Richert. 4. Aufl. (Bd. 81.)
Seele des Menschen, Die. Von Geh. Rat Prof. Dr. J. Rehmke. 5. völlig umgearb. Aufl. (Bd. 36.)
Sexualethik. Von Prof. Dr. H. E. Timerding. (Bd. 592.)
Sinne d. Menschen. D. Sinnesorgane und Sinnesempfind. V. Hofr. Prof. Dr. J. K. Kreibig. 3., vrb. A. M. 30 Abb. (27.)
Sittl. Lebensanschauungen d. Gegenwart. V. Geh. Kirchenr. Prof. D. O. Kirn. 3. A. V. Prof. D. Dr. O. Stephan. (177.)
— s. a. Ethik, Sexualethik.
Spencer, Herbert. Von Dr. K. Schwarze. Mit 1 Bildnis. (Bd. 245.)
Spiritismus siehe Okkultismus.
Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Von Pfarr. Dr. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)
Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte u. d. Wes. d. Astrolog. Unt. Mitw. v. Geh. Rat Prof. Dr. K. Bezold dargest. v. Geh. Hofr. Prof. Dr. Fr. Boll. 2. Aufl. M. 1 Sternk. u. 20 Abb. (Bd. 638.)
Suggestion s. Hypnotismus.
Testament. Das Alte. Seine Gesch. u. Bedeutg. V. Prof. Dr. P. Thomsen. (609.)
— **Neues. Der Text d. N. T. nach s. geschichtl. Entwickl.** V. Div.-Pfarr. Prof. Liz. A. Pott. 2. A. M. 8 Taf. (Bd. 134.)
Theologie. Einführung in die Theologie. Von Pastor M. Cornils. (Bd. 347.)
Theosophie u. Anthroposophie. V. Privatdoz. Studienr. Dr. W. Bruhn. (775.)
Urchristentum siehe Christentum.
Veranlagg. u. Vererbg., Geistige. V. Dr. phil. et med. G. Sommer. 2. Aufl. (512.)
Weltanschauung, Griechische. Von Prof. Dr. M. Wundt. 2. Aufl. (Bd. 329.)
Weltanschauungen, D., d. groß. Philosophen der Neuzeit. Von Prof. Dr. L. Busse. 6. Aufl., hrsg. v. Geh. Hofrat Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)
Weltentstehung. Entsteh. d. W. u. d. Erde nach Sage u. Wissenschaft. Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. 3. Aufl. (Bd. 223.)

Weltuntergang. Untergang der Welt und der Erde in Sage und Wissenschaft. V. Prof. Dr. M. B. Weinstein. (Bd. 470.)

Willensfreiheit. Das Problem der W. Von Prof. Dr. G. F. Lipps. 2. Afl. (Bd. 383.)
— s. a. Ethik, Mechan. d. Geistesleb., Psychol.

II. Pädagogik und Bildungswesen.

Berufswahl, Begabung u. Arbeitsleistung i. ihren gegenseit. Beziehungen. V. W. J. Ruttmann. 2. Afl. M. Abb. (Bd. 522.)
Bildungswesen, D. deutsche, i. s. geschichtl. Entwicklung. V. Prof. Dr. Fr. Paulsen. 4. Aufl. M. Bildn. P's. (Bd. 99/100.)
— s. auch Volksbildungswesen.
Erziehung. E. zur Arbeit. Von Prof. Dr. Edv. Lehmann. (Bd. 459.)
— **Deutsche E. in Haus u. Schule.** Von J. Tews. 3. Aufl. (Bd. 159.)
— s. a. Großstadterz., Relig. Erziehung.
Fortbildungsschulwesen, Das deutsche. Von Dir. Dr. F. Schilling. (Bd. 256.)
Fröbel, Friedrich. Von Dr. Joh. Prüfer. 2. verb. Aufl. M. 1 Taf. (Bd. 82.)
Großstadterziehung. V. J. Tews. (327.)
Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis Herbarts. (Bd. 164.)
Hochschulen s. Techn. Hochschulen u. Univ.
Jugendpflege. Von Fortbildungsschullehrer W. Wiemann. (Bd. 434.)
Leibesübungen siehe Abt. V.
Mittelschule s. Volks- u. Mittelschule.
Pädagogik, Allgemeine. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 4. Aufl. (Bd. 33.)
— **Experimentelle P.** mit bes. Rücksicht auf die Erzieh. durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. 3., vrb. A. M. 6 Abb. (Bd. 224.)
— siehe Erziehung, Psychologie. Abt. I.
Pestalozzi. Leben u. Ideen. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. P. Natorp. 3. Afl. (250.)
Religiöse Erziehung in Haus u. Schule. V. Prof. Dr. F. Niebergall. (599.)
Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. 3. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 180.)
Schule siehe Fortbildungs-, Techn. Hoch-, Volksschule, Universität.
Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 4. Aufl. M. Fig. (Bd. 96.)
Schulkämpfe d. Gegenw. Von J. Tews. 2. Aufl. (Bd. 111.)
Student, Der Leipziger, von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)
Studententum, Geschichte des deutschen St. Von Dr. W. Bruchmüller. (Bd. 477.)
Techn. Hochschulen in Nordamerika. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. S. Müller. M. zahlr. Abb., Karte u. Lagepl. (190.)
Universitäten. Über U. u. Universitätsstud. V. Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit 1 Bildn. Humboldts. (Bd. 411.)
Unterrichtswesen, Das deutsche, der Gegenwart. Von Geh. Studienrat Oberrealschuldir. Dr. K. Knabe. (Bd. 299.)
Volksbildungswesen. V. Stadtbbl. Prof. Dr. G. Fritz. 2. Aufl. M. 12 Abb. (Bd. 266.)
Volks- und Mittelschule, Die preußische, Entwicklung und Ziele. Von Geh. Reg.- u. Schulrat Dr. A. Sachse. (Bd. 432.)
Zeichenkunst. Der Weg z. Z. Ein Büchl. f. theor. u. prkt. Selbstbd. V. Dir. Dr. E. Weber. 2. A. M. 81 Abb. u. 1 Farbt. (430.)

III. Sprache, Literatur, Bildende Kunst und Musik.

Architektur siehe Baukunst und Renaissancearchitektur.
Ästhetik. Von Prof. Dr. R. Hamann. 2. Aufl. (Bd. 345.)
— **Einführung i. d. Geschichte d. Ä.** Von Dr. H. Nohl. (Bd. 602.)
Baukunst. Deutsche B. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. 4 Bd. I. Deutsche Baukunst im Mittelalter. V. d. Anf. b. z. Ausgang d. roman. Baukunst. 4. Aufl. Mit 35 Abb. (Bd. 8.) II. Gotik u. „Spätgotik". 4. Aufl. Mit 67 Abb. (Bd. 9.) III. Deutsche Baukunst in d. Renaissance u. d. Barockzeit b. z. Ausg. d. 18. Jahrh. 2. Afl. Mit 63 Abb. i Text. (Bd. 326.) IV. Deutsche B. im 19. Jahrh. u. i. d. Gegenw. 2. Afl. M. 35 Abb. (781.)
— siehe auch Renaissancearchitektur.
Beethoven. Von Dr. phil. Th. Werner.
— siehe auch Haydn. [(Bd. 830.)
Bildende Kunst, Bau und Leben der b. K. Von Dir. Prof. Dr. Th. Volbehr. 2. Aufl. Mit 44 Abb. (Bd. 68.)
— s. a. Baukunst, Griech. Kunst, Impression., Kunst, Maler, Malerei, Stile.
Björnson siehe Ibsen.
Buch. Wie ein Buch entsteht siehe Abt. VI.
— s. auch Schrift- u. Buchwesen Abt. IV.
Dekorative Kunst d. Altertums. V. Dr. Fr. Poulsen. M. 112 Abb. (Bd. 454.)
Denkmalpflege siehe Abt. IV.
Drama, Das. Von Dr. B. Busse. Mit Abb. 3 Bde. I: Von d. Antike z. franz. Klassizismus. 2. A., neub. v. Oberl. Dr. Riedlich, Prof. Dr. R. Imelmann u. Prof. Dr. Glaser. M. 3 Abb. II: Von Voltaire zu Lessing. 2. Aufl. Von Dir. Dr. Ludwig u. Prof. Dr. Glaser. III: V. d. Romant. z. Gegenw. (287/289.)
Drama. D. dtsche. D. d. 19. Jahrh. In s. Entwickl. dgest. v. Prof. Dr. G. Witkowski. 4. Aufl. M. Bildn. Hebbels. (Bd. 51.)
— siehe auch Grillparzer, Hauptmann, Hebbel, Ibsen, Lessing, Literatur, Schiller, Shakespeare, Theater.
Dürer, Albrecht. V. Prof. Dr. R. Wustmann. 2. Afl., neubearb. u. ergänzt v. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei Mit Titelb. u. 31 Abb. (Bd. 97.)
Französisch siehe Roman.
Frauendichtung. Gesch. d. dt. F. s. 1800. V. Dr. H. Spiero. M. 3 Bild. (390.)

Rembrandt. Von Prof. Dr. P. Schubring. 2. Aufl. Mit 48 Abb. auf 28 Taf. i. Anh. (Bd. 158.)
Renaissance siehe Abt. IV.
Renaissancearchitektur in Italien. Von Dr. P. Frankl. 2 Bde. I. M. 12 Taf. u. 27 Textabb. II. M. Abb. (Bd. 381/382.)
Rhetorik. Von Prof. Dr. E. Geißler. 2 Bde. I. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. 3. Aufl. II. Deutsche Redekunst. 2. Aufl. (Bd. 455/456.)
Roman. Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte v. d. Anf. b. z. Gegenw. Von O. Flake. (Bd. 377.)
Romantik, Deutsche. V. Geh. Hofrat Prof. Dr. O. F. Walzel. 4. Aufl. I. Die Weltanschauung. II. Die Dichtung. (Bd. 232/233.)
— **Die Blütezeit der mus. R. in Deutschland.** V. Dr. E. Istel. 2. Aufl. (239.)
Sage siehe Heldensage, Mythol., Volkssage.
Schauspieler, Der. Von Prof. Dr. Ferdinand Gregori. (Bd. 692.)
Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit 1 Bildn. 3. Aufl. (Bd. 74.)
Schillers Dramen. Von Progymnasialdirektor E. Heusermann. (Bd 493.)
Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. E. Sieper. M. 3 Abb. 3. Aufl. (185.)
Sprache, Die Haupttypen des menschlich. Sprachbaus. Von Prof. Dr. F. N. Finck. 2. Aufl. v. Prof. Dr. E. Kieckers. (268.)
— **Die deutsche Sprache von heute.** Von Dr. W. Fischer. 2. verb. Afl. (Bd. 475.)
— **Fremdwortkunde.** Von Dr. Elise Richter. (Bd. 570.)
— siehe auch Phonetik, Rhetorik; ebenso Sprache u. Stimme Abt. V.
Sprachstämme, Die, des Erdkreises. Von Prof. Dr. F. N. Finck. 2. Afl. (Bd. 267.)
Sprachwissenschaft. Von Prof. Dr. Kr. Sandfeld-Jensen. (Bd. 472.)
Stile, Die Entwicklungsgesch. d. St. in der bild. Kunst. V. Dr. E. Cohn-Wiener. 2. Aufl. I.: V. Altertum b. z. Gotik. M. 66 Abb. II.: V. d. Renaissance b. z. Gegenwart. Mit 42 Abb. (Bd. 317/318.)
Tasteninstrumente. Klavier, Orgel, Harmonium. Das Wesen der Tasteninstrumente. V. Prof. Dr. O. Bie. (Bd. 325.)
Theater, Das. Schauspielhaus u. -kunst v. griech. Altert. bis auf d. Gegenw. V. Prof. Dr. Chr. Gaehde. 2. A. 18 Abb. (Bd. 230.)
Tragödie s. Griech. Tragödie.
Urheberrecht siehe Abt. VI.
Volkslied, Das deutsche. Über Wesen und Werden d. deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 5. Aufl. (Bd. 7.)
Volksmärchen, Das deutsche V. Von Pfarrer K. Spieß. (Bd. 587.)
Volkssage, Die deutsche. Übersichtl. dargest. v. Dr. O. Böckel. 2. Aufl. (Bd. 262.)
— s. a. Heldens., Nibelungenl., Mythologie.
Wagner. Das Kunstwerk Richard W.s. Von Dr. E. Istel. M. 1 Bildn. 2. Aufl. (330.)
— siehe auch Musikal. Romantik u. Oper.
Zeichenkunst. Der Weg z. Z. Ein Büchlein für theoretische und praktische Selbstbildung. Von Dir. Dr. E. Weber. 2. Aufl. Mit 81 Abb. u. 1 Farbtafel. (Bd. 430.)
— s. auch Perspektive, Projektionslehre; Geometr. Zeichn. Abt. V, Techn. Z. Abt. VI.
Zeitungswesen. Von Dr. H. Diez. 2. durchgearb. Aufl. (Bd. 328.)

IV. Geschichte, Kulturgeschichte und Geographie.

Alpen, Die. Von H. Reishauer. 2., neub. Aufl. von Dr. H. Slanar. Mit 26 Abb. und 2 Karten. (Bd. 276.)
Altertum, Das, im Leben der Gegenwart. V. Prov.-Schul- u. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. P. Cauer. 2. Aufl. (Bd. 356.)
— **D. Altertum, seine staatliche u. geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen.** Von Oberlehr. H. Preller. (Bd. 642.)
Amerika. Gesch. d. Verein. Staaten v. A. V. Prof. Dr. E. Daenell. 2. A. (Bd. 147.)
— **Südamerika.** V. Regier.- u. Ökonomier. Prof. Dr. E. Wagemann. (718.)
Amerikaner, Die. V. N. M. Butler. Dtsch. v. Prof. Dr. W. Paszkowski. (319.)
Antike. Deutschtum u. A. in ihrer Verknüpfung. Ein Überblick von Prof. Dr. E. Stemplinger u. Konrektor Prof. Dr. H. Lamer. Mit 1 Taf. (Bd. 689.)
— **Antike Wirtschaftsgeschichte.** Von Dr. O. Neurath. 2. Aufl. (Bd. 258.)
— **Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri.** V. Geh. Postrat Prof. Dr. Fr. Preisigke. Mit 1 Tafel. (Bd. 565.)
Arbeiterbewegung s. Soziale Bewegungen.
Australien und Neuseeland. Land, Leute und Wirtschaft. Von Prof. Dr. R. Schachner. Mit 23 Abb. (Bd. 366.)
Babylonische Kultur, Die, i. Verbreit. u. i. Nachwirkungen auf d. Gegenw. V. Prof. Dr. F. C. Lehmann-Haupt. (Bd. 579.)
Baltische Provinzen. V. Dr. V. Tornius. 3. Aufl. M. 8 Abb. u. 2 Kartensk. (Bd. 542.)
Bauernhaus. Kulturgeschichte des deutschen B. Von Baurat Dr.-Ing. Chr. Ranck. 3. Aufl. Mit Abb. (Bd. 121.)
Bauernstand. Gesch. d. dtsch. B. V. Prof. Dr. H. Gerdes. 2., verb. Aufl. Mit 22 Abb. i. Text (Bd. 320.)
Belgien. Von Dr. P. Oßwald. 3. Aufl. Mit 4 Karten i. T. (Bd. 501.)
Bismarck u. s. Zeit. V. Prof. Dr. V. Valentin. Mit Titelb. 4. Aufl. (Bd. 500.)
— siehe auch von Luther zu B.
Böhmen. Zur Einführung in die böhmische Frage. Von Prof. Dr. R. F. Kaindl. Mit 1 Karte. (Bd. 701.)
Brandenburg.-preuß. Gesch. V. Archivar Dr. Fr. Israel. I. Von d. ersten Anfängen b. z. Tode König Fr. Wilhelms I. 1740. II. V. d. Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. b. z. Gegenw. (440/441.)

Restauration u. Rev. s. Geschichte, dtsche.

Revolution. Geschichte der Französ. R. V. Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit 8 Bildn. (Bd. 346.)

— **1848.** 6 Vorträge. Von Prof. Dr. O. Weber. 3. Aufl. (Bd. 53.)

Rom. Das alte Rom. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Richter. Mit Bilderanhang u. 4 Plänen. (Bd. 386.)

— **Geschichte der römischen Republik.** Von Privatdoz. Dr. A. Rosenberg. (749.)

— **Soziale Kämpfe i. alt. Rom.** V. Privatdozent Dr. L. Bloch. 4. Aufl. (Bd. 22.)

Rußland. Geschichte, Staat, Kultur. Von Dr. A. Luther. (Bd. 563.)

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Geh. Studienr. Dr. O. Weise. 4. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)

— s. a. **Buch. Wie ein B. entsteht.** Abt. VI.

Schweiz, Die. Land, Volk, Staat u. Wirtschaft. Von Regierungsrat Dr. O. Wettstein. Mit 1 Karte. (Bd. 482.)

Seekrieg s. Kriegsschiff.

Sitten und Gebräuche in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. E. Samter. (682.)

Slaven. Die S. Von Prof. Dr. P. Diels. (Bd. 740.)

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 7. Aufl. (Bd. 2.)

— s. a. Marx, Rom; Sozialism. Abt. VI.

Staat. St. u. Kirche in ihr. gegens. Verhältnis seit d. Reformation. V. Pfarrer Dr. phil. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)

— siehe auch Verfassung, Volk.

Stadt. Dtsche. Städte u. Bürger i. Mittelalter. V. Prov.-Schulr. Dr. B. Heil. 3. A. M. zahlr. Abb. u. 1 Doppeltaf. (Bd. 43.)

— **Verfassung u. Verwaltung d. deutschen Städte.** V. Dr. M. Schmid. (Bd. 466.)

— s. a. **Griech. Städte, Pompeji, Rom.**

Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte u. d. Wesen d. Astrologie. Unt. Mitwirk. v. Geh. Rat Prof. Dr. C. Bezold dargest. v. Geh. Hofr. Prof. Dr. Fr. Boll. 2. Afl. M. 1 Sternk. u. 20 Abb. (638.)

Student. Der Leipziger, von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Studententum. Geschichte d. deutschen St. Von Dr. W. Bruchmüller. (Bd. 477.)

Südamerika s. Amerika.

Türkei, Die. V. Reg.-Rat P. R. Krause. Mit 2 Karten. 2. Aufl. (Bd. 469.)

Urzeit s. german. Kultur in der U.

Verfassung. Die neue Reichsverfassung. Von Privatdoz. Dr. O. Bühler. (762.)

— s. a. Steuern, d. neuen. Abt. VI.

— **Deutsche Verfassungsgeschichte.** Von Privatdoz. Dr. M. Stimming. (639.)

— **Deutsches Verfassungsrecht i. geschichtlicher Entwicklung.** Von Prof. Dr. Ed. Hubrich. 2. Aufl. (Bd. 80.)

Vermessungs- u. Kartenkunde s. Kartenk.

Volk. Vom deutschen V. zum dt. Staat. Eine Gesch. d. dt. Nationalbewußtseins. V. Prof. Dr. P. Joachimsen. (Bd. 511.)

Völkerkunde, Allgemeine. I: Feuer, Nahrungserwerb, Wohnung, Schmuck und Kleidung. Von Dr. A. Heilborn. M. 54 Abb. (Bd. 487.) **II: Waffen u. Werkzeuge, Industrie, Handel u. Geld, Verkehrsmittel.** Von Dr. A. Heilborn. M. 51 Abb. (Bd. 488.) **III: Die geistige Kultur der Naturvölker.** Von Prof. Dr. K. Th. Preuß. M. 9 Abb. (Bd. 452.)

Volksbräuche, deutsche, siehe Feste.

Volkskunde, Deutsche, im Grundriß. Von Prof. Dr. C. Reuschel. I. Allgemeines, Sprache, Volksdichtg. M. 3 Fig. II. Glaube, Brauch, Kunst u. Recht. (Bd. 644/645.)

— s. auch Bauernhaus, Feste, Sitten, Sternglaub., Volkstracht., Volksstämme.

Volksstämme, Die deutschen, u. Landschaften. V. Geh. Studr. Dr. O. Weise. 5. Afl. Mit 30 Abb. i. T. u. auf 20 Taf. u. 1 Dialektkarte Deutschlands. (Bd. 16.)

Volkstrachten, Deutsche. Von Pfarrer K. Spieß. Mit 11 Abb. (Bd. 342.)

Vom Bund zum Reich siehe Geschichte.

Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Von Prof. Dr. G. Roloff. (Bd. 465.)

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbild. a. deutscher Gesch. V. Prof. Dr. O. Weber. 2 Bde. 2. Aufl. (Bd. 123/124.)

Vorgeschichte Europas. Von Prof. Dr. H. Schmidt. (Bd. 571/572.)

Wirtschaftsgeschichte, Antike. V. Dr. O. Neurath. 2., umg. Aufl. (Bd. 258.)

— s. a. Antikes Leben n. d. ägypt. Papyri.

Wirtschaftsleben, Deutsches. Auf geogr. Grundl. gesch. V. Prof. Dr. Chr. Gruber. 4. Aufl. V. Dr. H. Reinlein. (42.)

— s. auch Abt. VI.

V. Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin.

Aberglaube, Der, in der Medizin u. s. Gefahr f. Gesundh. u. Leben. V. Prof. Dr. D. v. Hansemann. 2. Aufl. (Bd. 83.)

Abstammungs- und Vererbungslehre, Experimentelle. Von Prof. Dr. E. Lehmann. Mit 26 Abb. (Bd. 379.)

Abstammungslehre u. Darwinismus. V. Pr. Dr. R. Hesse. 5. A. M. 40 Abb. (Bd. 39.)

Abwehrkräfte des Körpers, Die. Eine Einführung in die Immunitätslehre. Von Prof. Dr. med. H. Kämmerer. Mit 52 Abbildungen. (Bd. 479.)

Algebra siehe Arithmetik. (Bd. 601.)

Alkoholismus. Der A. Von Dr. G. B. Gruber. 2. verbesserte Auflage. Mit 7 Abbild. (Bd. 103.)

Anatomie d. Menschen, D. V. Prof. Hofrat Dr. K. v. Bardeleben. 6 Bde. Jeder Bd. m. zahlr. Abb. (Bd. 418/423.) I. Zelle und Gewebe, Entwicklungsgeschichte. Der ganze Körper. 3. Aufl. II. Das Skelett. 3. Aufl. III. Muskel- u. Gefäßsystem. 3. umg. Aufl. IV. Die Eingeweide (Darm-, Atmungs-, Harn- und Geschlechtsorgane, Haut). 3. Aufl. V. Nervensystem und Sinnesorgane. 2. Afl. VI. Mechanik (Statik u. Kinetik) d. menschl. Körpers (der Körper in Ruhe u. Bewegung.) 2. Aufl.
— siehe auch Wirbeltiere.
Aquarium, Das. Von E. W. Schmidt. Mit 15 Fig. (Bd. 335.)
Arbeitsleistungen des Menschen, Die. Einführ. in d. Arbeitsphysiologie. V. Prof. Dr. H. Boruttau. M. 14 Fig. (Bd. 539.)
— **Berufswahl, Begabung u. Arbeitsleistung** in i. gegens. Bezieh. V. W. J. Ruttmann. 2. Aufl. M. Abb. (522.)
Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. V. Geh. Studr. P. Crantz. 2 Bde. I.: Die Rechnungsarten. Gleichungen 1. Grades mit einer u. mehreren Unbekannten. Gleichungen 2. Grades. 7. Aufl. M. Fig. i. Text. II.: Gleichungen, Arithmet. u. geometr. Reih. Zinseszins- u. Rentenrechn. Kompl. Zahlen. Binom. Lehrsatz. 5. Afl. M. 21 Textfig. (Bd. 120, 205.)
Arzneimittel und Genußmittel. Von Prof. Dr. O. Schmiedeberg. (Bd. 363.)
Arzt, Der. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenw. Ein Leitfaden der sozialen Medizin. Von Dr. med. M. Fürst. 2. Aufl. (Bd. 265.)
Astronomie. Die A. in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Von Prof. Dr. A. Marcuse. 2. Afl. M. 26 Abb. (378.)
— **Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit.** Von Prof. Dr. S. Oppenheim. I. Vom Altertum bis zur Neuzeit. 2. Afl. M. 19 Abb. i. T. (Bd. 110.) II. Mod. Astronomie. 2. Aufl. Mit 9 Fig. i. T. u. 1 Taf. (Bd. 445.)
— siehe auch Mond, Planeten, Sonne, Weltall, Weltbild; Sternglaube. Abt. I.
Atome s. Materie.
Auge, Das, und die Brille. Von Prof. Dr. M. v. Rohr. 2. Aufl. Mit 84 Abb. u. 1 Lichtdrucktafel. (Bd. 372.)
Ausgleichungsrechn. s. Kartenkde. Abt. IV.
Bakterien, Die, im Haushalt und der Natur des Menschen. Von Prof. Dr. E. Gutzeit. 2. Aufl. Mit 13 Abb. (242.)
— **Die krankheiterregenden Bakterien.** Grundtatsachen d. Entsteh., Heilung u. Verhütung d. bakteriellen Infektionskrankheiten d. Menschen. V. Prof. Dr. M. Loehlein. 2. Afl. M. 33 Abb. (Bd. 307.)
— s. a. Abwehrkräfte, Desinfektion, Pilze, Schädlinge.
Bau u. Tätigkeit d. menschl. Körpers. Eink. in die Physiologie d. Menschen. V. Prof. Dr. H. Sachs. 4. A. M. 34 Abb. (Bd. 32.)
Befruchtung und Vererbung. Von Dr. E. Teichmann. 3. Aufl. M. 3 Abb. (70.)
Begabung s. Arbeitsleistung.
Bewegungslehre s. Mechan., Aufg. a. d. M. I.
Bienen und Bienenzucht. Von Prof. Dr. E. Zander. Mit 41 Abb. (Bd. 705.)
Biochemie. Einführung in die B. in elementarer Darstellung. Von Prof. Dr. W. Löb. Mit 12 Fig. 2. Aufl. v. Prof. Dr. H. Friedenthal. (Bd. 352.)
Biologie, Allgemeine. Einführ. i. d. Hauptprobleme d. organ. Natur. V. Prof. Dr. H. Miehe. 3. verb. Aufl. Mit 44 Abb. i. Text. (Bd. 130.)
—, **Experimentelle.** Regeneration, Transplantat. und verwandte Gebiete. Von Dr. C. Thesing. Mit 1 Tafel und 69 Textabbildungen. (Bd. 337.)
— siehe a. Abstammungslehre, Bakterien, Befruchtung, Fortpflanzung, Lebewesen, Organismen, Schädlinge, Tiere, Urtiere.
Blumen. Unsere Bl. u. Pflanzen im Garten. Von Prof. Dr. U. Dammer. Mit 69 Abb. (Bd. 360.)
— **Uns. Bl. u. Pflanzen i. Zimmer.** V. Prof. Dr. U. Dammer. M. 65 Abb. (Bd. 359.)
Blut. Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. H. Rosin. Mit 18 Abb. (Bd. 312.)
Botanik. B. d. praktischen Lebens. V. Prof. Dr. P. Gisevius. M. 24 Abb. (Bd. 173.)
— siehe Blumen, Lebewesen, Pflanzen, Pilze, Schädlinge, Wald; Kolonialbotanik, Tabak Abt. VI.
Brille s. Auge u. d. Brille.
Chemie. Einführung in die allg. Ch. V. Studienrat Dr. B. Bavink. 2. Aufl. Mit 24 Fig. (Bd. 582.)
— **Einführg. i. d. organ. Chemie: Natürl.** u. knstl. Pflanz.- u. Tierstoff. V. Studienrat Dr. B. Bavink. 2. A. 9 Abb. (187.)
— **Einführ. i. d. anorgan. Chemie.** Von Studr. Dr. B. Bavink. M. 31 Abb. (598.)
— **Einführung i. d. analyt. Chemie.** V. Dr. F. Rüsberg. I. Gang u. Theorie d. Analyse. II. D. Reaktionen. (524. 525.)
— **Die künstliche Herstellung von Naturstoffen.** V. Prof. Dr. E. Rüst. (Bd. 674.)
— **Ch. in Küche und Haus.** Von Dr. J. Klein. 4. Aufl. (Bd. 76.)
— siehe a. Biochemie, Elektrochemie, Luft, Photoch.; Agrikulturch., Sprengstoffe, Technik, Chem. Abt. VI.
Chirurgie, Die, unserer Zeit. Von Prof. Dr. J. Feßler. Mit 52 Abb. (Bd. 339.)
Darwinismus. Abstammungslehre und D. Von Prof. Dr. R. Hesse. 5. Aufl. Mit 40 Textabb. (Bd. 39.)
Desinfektion, Sterilisation und Konservierung. Von Reg.- u. Med.-Rat Dr. O. Solbrig. M. 20 Abb. i. T. (Bd. 401.)
Differentialrechnung unter Berücksichtig. d. prakt. Anwendung in der Technik mit zahlr. **Beispielen u. Aufgaben versehen.** Von Studienrat Dr. M. Lindow. 3. A. M. 45 Fig. i. Text u. 161 Aufg. (387.)
— siehe a. **Integralrechnung.**

Verbildungen, Körperl., i. Kindesalt. u. ihre Verh. V. Dr. M. David. M. 26 Abb. (321.)
Vererbung. Exp. Abstammgs.- u. V.-Lehre. Von Prof. Dr. E. Lehmann. Mit 20 Abbildungen. (Bd. 379.)
— **Geistige Veranlagung u. V.** V. Dr. phil. et med. G. Sommer. 2. Aufl. (512.)
— siehe auch Befruchtung.
Vogelleben, Deutsches. Zugleich als Exkursionsbuch für Vogelfreunde. V. Prof. Dr. A. Voigt. 2. Aufl. (Bd. 221.)
Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. W. R. Eckardt. Mit 6 Abb. (Bd. 218.)
Wald, Der dtsche. V. Prof. Dr. H. Hausrath. 2. Afl. M. Bilderanh. u. 2. Karten.
— siehe auch Holz Abt. VI. [(Bd. 153.)
Wärme. Die Lehre v. d. W. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. Börnstein. M. 33 Abb. 2. Aufl. v. Prof. Dr. A. Wigand. (172.)
— s. a. Luft, Wärmekraftmasch., Wärmelehre, techn. Thermodynamik Abt. VI.
Wasser, Das. Von Geh. Reg.-Rat Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
Weidwerk, D. dtsche. V. Forstmstr. G. Frhr. v. Nordenflycht. M. Titelb. (Bd. 436.)
Weltall. Der Bau des W. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 5. Aufl. Von Observ. Prof. Dr. P. Guthnick. M. Fig. (24.)
Weltäther s. Materie.
Weltbild. Das astronomische W. im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. 2. Aufl. Mit 19 Abb. (Bd. 110.)
— siehe auch Astronomie.
Weltentstehung. Entstehung d. W. u. d. Erde nach Sage u. Wissensch. V. Prof. Dr. M. B. Weinstein. 3. Aufl. (Bd. 223.)
Weltuntergang. Untergang der Welt und der Erde in Sage und Wissenschaft. V. Prof. Dr. M. B. Weinstein. (Bd. 470.)
Wetter. Unser W. Einführ. i. d. Klimatol. Deutschl. V. Dr. R. Hennig. 2. Aufl. Mit 48 Abb. (Bd. 349.)
— **Einführung in die Wetterkunde.** Von Prof. Dr. L. Weber. 3. Aufl. Mit 28 Abb. u. 3 Taf. (Bd. 55.)
Wirbeltiere. Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der W. Von Prof. Dr. W. Lubosch. Mit 107 Abb. (Bd. 282.)
Zahnheilkunde siehe Gebiß.
Zellen- und Gewebelehre siehe Anatomie des Menschen, Biologie.
Zoologie s. Abstammungsl., Aquarium, Bienen, Biologie, Schädlinge, Tiere, Urtiere, Vogelleben, Vogelzug, Weidwerk, Wirbeltiere.

VI. Recht, Wirtschaft und Technik.

Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. 2. verb. Aufl. Mit 21 Abb. (Bd. 314.)
Angestellte siehe Kaufmännische A.
Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. 2. umgearb. Aufl. (258.)
— siehe auch Antikes Leben Abt. IV.
Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. V. Geh. Hofrat Prof. Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst. 2. Aufl. (78.)
Arbeitsleistungen des Menschen, Die. Einführ. in d. Arbeitsphysiologie. V. Prof. Dr. H. Boruttau. M. 14 Fig. (Bd. 539.)
— **Berufswahl, Begabung u. A. in ihren gegenseitigen Beziehungen.** Von W. J. Ruttmann. 2. Afl. M. Abb. (Bd. 522.)
Arzneimittel und Genußmittel. Von Prof. Dr. O. Schmiedeberg. (Bd. 363.)
Arzt, Der. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenw. Von Dr. med. M. Fürst. 2. Aufl. (Bd. 265.)
Automobil, Das. V. Dr.-Ing. R. Urtel. (Bd. 757.)
Baukunde s. Eisenbetonbau.
Baukunst siehe Abt. III.
Beleuchtungswesen. Von Ing. Dr. H. Lux. Mit 54 Abb. (Bd. 433.)
Bergbau. Von Bergassessor F. W. Wedding. (Bd. 467.)
Bevölkerungswesen. Von Prof. Dr. L. von Bortkiewicz. (Bd. 670.)
Bewegungslehre s. Mechan., Aufg. a. d. M.
Bierbrauerei. Von Dr. A. Bau. Mit 47 Abb. (Bd. 333.)
Bilanz s. Buchhaltung u. B.
Brauerei s. Bierbrauerei.
Buch. Wie ein B. entsteht. V. Prof. A. W. Unger. 4. Aufl. M. 7 Taf. u. 26 Abb. im Text. (Bd. 175.)
— s. a. Schrift- u. Buchwesen Abt. IV.
Buchhaltung u. Bilanz, Kaufm., und ihre Beziehungen z. buchhalter. Organisation, Kontrolle u. Statistik. V. Dr. P. Gerstner. 3. Afl. M. 4 schemat. Darst. (507.)
Dampfkessel siehe Feuerungsanlagen.
Dampfmaschine, Die. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. 2 Bde. I: Wirkungsweise d. Dampfes i. Kessel u. i. d. Masch. 4. Afl. M. 37 Abb. (393.) II: Ihre Gestalt. u. Verwend. 2. Afl. M. 105 Abb. (394.)
Desinfektion, Sterilisation und Konservierung. Von Reg.- und Med.-Rat Dr. O. Solbrig. Mit 20 Abb. (Bd. 401.)
Deutsch s. Handel, Handwerk, Landwirtschaft, Verfassung, Weidwerk, Wirtschaftsleben, Zivilprozeßrecht; Reich Abt. IV.
Drähte u. Kabel, ihre Anfertig. u. Anwend. i. d. Elektrotech. V. Ober-Post-Insp. H. Brick. 2. Aufl. M. 43 Abb. (Bd. 285.)
Dynamik s. Mechanik, Aufg. a. d. M. 2. Bd., ebenso Thermodynamik.
Eisenbahnwesen, Das. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. a. D. Dr.-Ing. E. Biedermann. 3. verb. A. M. 62 Abb. (144.)
Eisenbetonbau, Der. V. Dipl.-Ing. E. Haimovici. 2. Aufl. Mit 82 Abb. i. T. sowie 6 Rechnungsbeisp. (Bd. 275.)

Kriegsschiffe, Unsere. V. Geh. Marinebaur. a. D. E. Krieger. 2. Afl. v. Marinebaur. Fr. Schürer. M. 62 Abb. (389.)

Kriminalistik, Moderne. Von Amtsrichter Dr. A. Hellwig. M. 18 Abb. (Bd. 476.)
— s. a. Verbrechen, Verbrecher.

Landwirtschaft, Die deutsche. V. Dr. W. Claaßen. 2. Aufl. Mit 15 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 215.)
— s. auch Agrikulturchemie, Kleintierzucht, Luftstickstoff, Tierzüchtung; Haustiere, Landwirtschaftliche Kulturpflanzen, Tierkunde Abt. V.

Landwirtschaftl. Maschinenkunde. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. G. Fischer. 2. Afl. Mit 64 Abbildungen. (Bd. 316.)

Luftfahrt, Die, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. R. Nimführ. 3. Aufl. v. Dr. Fr. Huth. M. 60 Abb. (Bd. 300.)

Luftstickstoff, Der, u. s. Verw. V. Prof. Dr. K. Kaiser. 2. A. M. 13 Abb. (313.)

Lüftung. Heizung u. L. Von Dipl.-Ing. Pradel. (Bd. 759.)

Marx, Karl. Versuch e. Würdigung. V. Prof. Dr. R. Wilbrandt. 3. A. (621.)
— s. auch Sozialismus.

Maschinen s. Dampfmaschine, Hebezeuge. Landwirtsch. Maschinenkunde, Wärmekraftmasch., Wasserkraftmasch.

Maschinenelemente. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. 3. A. M. 175 Abb. (Bd. 301.)

Maße und Messen. Von Dr. W. Block. Mit 34 Abb. (Bd. 385.)

Mechanik. V. Prof. Dr. G. Hamel. 3 Bde. I. Grundbegriffe d. M. II. M. der festen Körper. III. M. d. flüss. u. luftförm. Körper. (Bd. 684/686.)
— **Aufgaben aus der technischen M.** f. d. Schul- u. Selbstunterr. V. Prof. R. Schmitt. M. zahlr. Fig. I. Bewegungsl., Statik. 2. Aufl. M. zahlr. Aufg. u. Lösungen. II. Dynamik. 140 Aufg. u. Lös. III. Festigkeitslehre. (Bd. 557/559.)

Metallurgie. Von Dr.-Ing. K. Nugel. I. Leicht- u. Edelmetalle. II. Schwermetalle. (Bd. 446/447.)

Miete, Die, nach d. BGB. Ein Handbüchlein f. Juristen, Mieter u. Vermieter. V. Justizrat Dr. M. Strauß. (194.)

Milch, Die, und ihre Produkte. Von Dr. A. Reitz. Mit 16 Abb. (Bd. 362.)

Mittelstandsbewegung. Die moderne. Von Dr. L. Müffelmann. (Bd. 417.)
— siehe Konsumgenoss., Wirtschaftl. Org.

Nahrungsmittel s. Abt. V.

Naturwissensch. u. Technik. Am sauf. Webstuhl d. Zeit. Übers. üb. d. Wirkgen. d. Entw. d. N. u. T. a. d. ges. Kulturleb. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Launhardt. 3. Aufl. Mit 3 Abb. (Bd. 23.)

Nautik. V. Dir. Dr. J. Möller. 2. Aufl. Mit 64 Fig. i. T. u. 1 Seekarte. (255.)

Normalisierung. Spezialisierung u. Typisierung. V. Obering. A. Sanß. (520.)

Optischen Instrumente, Die. Lupe, Mikroskop, Fernrohr, photogr. Objektiv u. ihnen verw. Instr. Von Prof. Dr. M. v. Rohr. 3. Aufl. M. 89 Abb. (Bd. 88.)

Organisationen, Die wirtschaftlichen. Von Prof. Dr. E. Lederer. (Bd. 428.)

Ostmark, Die. Eine Einführ. i. d. **Probleme** ihrer Wirtschaftsgesch. Hrsg. von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Bd. 351.)

Patente u. Patentrecht s. Gewerbl. Rechtssch.

Perpetuum mobile, Das. V. Dr. Fr. Ichak. Mit 38 Abb. (Bd. 462.)

Photochemie. Von Prof. Dr. G. Kümmell. 2. Aufl. Mit 23 Abb. i. Text u. auf 1 Tafel. (Bd. 227.)

Photographie, Die, ihre wissenschaftlichen Grundlagen u. i. Anwendung. V. Dipl.-Ing. Dir. Dr. O. Prelinger. 2. Aufl. Mit 64 Abb. (Bd. 414.)
— **Die künstlerische Ph.** Ihre Entwicklung, ihre Probleme, ihre Bedeutung. Von Studienrat Dr. W. Warstat. 2., verb. Aufl. Mit Bilderanh. (Bd. 410.)
— **Angewandte Liebhaber-Photographie, ihre Technik und ihr Arbeitsfeld.** Von Studr. Dr. W. Warstat. M. Abb. (535.)

Postwesen, Das. Von Oberpostrat O. Sieblist. 2. Aufl. (Bd. 182.)

Rechenmaschinen, Die, und das Maschinenrechnen. Von Reg.-Rat Dipl.-Ing. K. Lenz. Mit 43 Abb. (Bd. 490.)

Rechnen siehe kaufm. Rechnen.

Recht. Rechtsfragen des täglichen Lebens in Familie und Haushalt. Von Justizrat Dr. M. Strauß. (Bd. 219.)
— **Rechtsprobleme, Mod.** V. Geh. Justizr. Prof. Dr. J. Kohler. 2. Aufl. (Bd. 128.)
— s. auch Erbrecht, Gewerbl., Rechtsschutz, Kaufm. Angest., Kriminalistik, Urheberrecht, Verbrechen, Verfassungsrecht, Zivilprozeßrecht.

Reichsverfassung siehe Verfassung.

Salzlagerstätten, Die deutschen. Ihr Vorkommen, ihre Entstehung und die Verwertung ihrer Produkte in Industrie und Landwirtschaft. Von Dr. C. Riemann. Mit 27 Abb. (Bd. 407.)
— siehe auch Geologie Abt. V.

Säuglingsfürsorge. Von Oberarzt Dr. med. F. Rott. (Bd. 509.)

Schmuckst., Die, u. d. Schmucksteinindustr. V. Dr. A. Eppler. M. 64 Abb. (Bd. 376.)

Soziale Bewegungen u. Theorien b. z. mod. Arbeiterbew. V. G. Maier. 7. A. (Bd. 2.)
— s. a. Arbeiterschutz u. Arbeiterversicher.

Sozialismus. Die gr. Sozialisten. Von Privatdoz. Dr. Fr. Muckle. 3. Aufl. I. Owen, Fourier, Proudhon. II. Saint-Simon, Pecqueur, Buchez, Blanc, Rodbertus, Weitling, Marx, Lassalle. (269, 270.)
— s. auch Marx; Rom, Soz. Kämpfe i. alt. R. Abt. IV.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

G IX. 20.

15,–



Die G … Weltkrise

Von Prof. Dr. R. Kjellén. Geh. ca. M. 8.—, geb. ca. M. 10.—

In dem die Fortführung seiner in 19 Auflagen verbreiteten „Großmächte der Gegenwart“ bildenden Werk beleuchtet der Verfasser im ersten Teil das System der Großmächte vor dem Weltkriege, sie als die gewaltigsten Lebenserscheinungen auf der Erde betrachtend, mit leidenschaftlicher Teilnahme und gespannter Aufmerksamkeit, zugleich aber mit dem scharfen kühlen Blick, der hinter der Einzelerscheinung die Gesetzmäßigkeit sucht. Mit kühnem raschen Griff aus der Fülle die wesentlichen Züge auswählend, schafft Kjellén so ungewöhnlich anschauliche Lebensbilder der acht Großmächte. Der zweite Teil will ein Wegweiser durch die Machtprobleme des Weltkrieges sein und bringt eine Kennzeichnung des Staatensystems, wie es aus dem Kriege hervorgegangen ist. Den Abschluß bildet eine Betrachtung über das Wesen der Großmacht überhaupt.

Das Gymnasium und die neue Zeit

Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft.
Geh. M. 4.50, geb. M. 6.-

Das Buch stellt in längeren Darlegungen und kürzeren Äußerungen berufener Fürsprecher aus allen Kreisen und Arbeitsgebieten, vor allem auch von Männern des praktischen Lebens, zusammen, was sich über Bedeutung der humanistischen Bildung und des Gymnasiums für die künftige Gestaltung unseres Volkslebens sagen läßt.

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart

Von Geh. Rat Prof. Dr. A. Riehl. 5. Aufl. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.40

„...So steigt ein Stück geistiger Menschheitsgeschichte in seinen wesentlichen Umrissen mit herauf, und indem wir uns um die Sache bemühen, lernen wir große Menschen kennen, die für uns gelebt haben und uns einladen, mit ihnen zu leben.“ (Tägl. Rundschau.)

Persönlichkeit und Weltanschauung

Psychol. Untersuch. zu Religion, Kunst u. Philosophie. Von Dr. R. Müller-Freienfels. Mit Abb. im Text u. auf 5 Taf. Geh. M. 6.-, geb. M. 9.-

Aus Weimars Vermächtnis

„Nichts vom Vergänglichen, wie's auch geschah! Uns zu verewigen sind wir ja da.“ Im Sinne dieses Goetheschen Spruches soll in dieser Reihe zwanglos erscheinender Schriften versucht werden, das ewig Lebendige der größten Zeit deutschen Geisteslebens für Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu machen. — Zunächst erschienen:

Schiller, Goethe und das deutsche Menschheitsideal. Von Prof. K. Bornhausen. (Bd. 1.) Kart. M. 5.—

Lebensfragen in unserer klassischen Dichtung. Von Gymnasialdirektor Prof. H. Schurig. (Bd. 2.)

Das Erlebnis und die Dichtung

Lessing. Goethe. Novalis. Hölderlin. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Dilthey. 6. Aufl. Mit 1 Titelbild. Geheftet M. 9.-, geb. M. 12.-

„Aus den tiefsten Blicken in die Psyche der Dichter, dem klaren Verständnis für die historischen Bestimmungen, in denen sie leben und schaffen mußten, kommt Dilthey zu einer Würdigung poetischen Schaffens, die eine selbständig freie Stellung einnimmt.“ (Die Hilfe.)

Kapitalismus und Sozialismus

Betrachtungen über die Grundlagen der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung sowie die Voraussetzungen und Folgen des Sozialismus. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. L. Pohle. 2. Aufl. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschläge des Verlags: Sept. 1920 100%, Abänd. vorbeh.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

